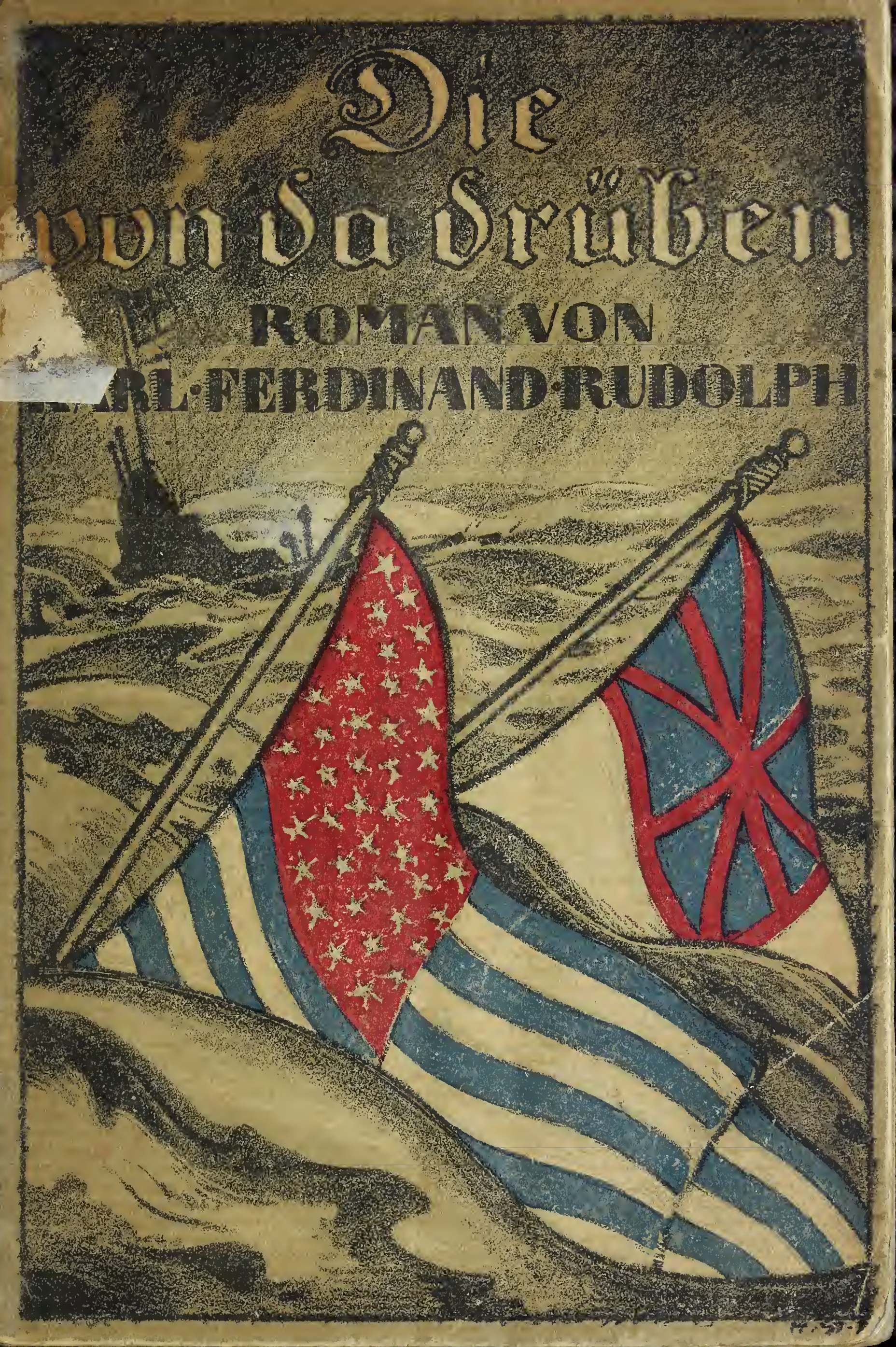

Die
von da drüben
ROMAN VON
ARL·FERDINAND·RUDOLPH



Die von da drüben!

Die von da drüben!

Amerika-Roman

von

Karl Ferdinand Rudolph



Leipzig
Verlag von Paul List



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Meiner Frau

1.

Dort, wo das häßliche gelbe Riesengebäude am Broadway eines der größten Opernhäuser der Welt darstellt, am Metropolitan-Opernhaus in New-York, herrschte heute noch größeres Leben, noch größerer Verkehr als sonst in den Abendstunden, wenn die Weltoper ihre Pforten öffnete. Caruso, der Stern der Metropolitan-Oper, der bedeutendste Sänger New-Yorks, ja wohl der Welt, sang heute zum ersten Male eine neue Partie in einer Opernnovität, und alles, was in New-Yorks Musikkreisen Zeit und Geld hatte, gab sich diesen Abend Rendezvous in der Oper. Scharenweise sah man sie den Broadway, die Avenues, die anderen Querstraßen zu Fuß, in den elektrischen Cars, in eleganten Wagen, im schnellen Automobil dem berühmten Opernhaus zuströmen. Die ganz in der Nähe befindliche Subway-Rail-Road brachte vollbesetzte Züge von Opernbesuchern. Zwischen all dem ungeheuren Leben und Treiben des Broadway hörte man die bekannten Rufe der Zeitungsverkäufer, welche die soeben ausgegebenen Abendausgaben der New-Yorker Zeitungen feilboten. Gerade vor dem Haupteingang zur Oper, dort, wo die hellerleuchteten Prachtautos, die eleganten Equipagen vorfuhren, fanden sie manchen Zeitungsabnehmer, der ihnen noch schnell ein Blatt abkaufte, bevor er die Oper betrat. Mancher Passant unterbrach dort einen Augenblick seinen Abendspaziergang auf New-Yorks größter Straße, um sich all den Luxus, die Pracht anzusehen, die dort für wenige Augenblicke sichtbar war. Neben

Damen in großer Gesellschaftstoilette sah man manchen interessanten Charakterkopf aus New-Yorks obersten Vier-hundert, die mit ihrem Reichtum eine Weltmacht für sich bildeten, und die hier in ihr eigenes Haus der Kunst kamen, das ihnen allein gehörte, ihnen seine Existenz verdankte; denn ohne sie, ohne ihre Millionen gäbe es keine Metropolitan-Oper, gäbe es kein Opernhaus, das imstande wäre, die größten Sänger und Sängerinnen aller Kunst-zentren Europas und Amerikas zu einem gemeinsamen Wirken zu vereinen. Die Millionäre, die dort an dem, besonders für sie reservierten, Portal vorfuhren, denen galonierte Diener die Türen öffneten, sie, die hier an der Seite liebenswürdiger Frauen jetzt wenige Stunden ihre Geschäfte zu vergessen suchten, die sonst allein ihre Zeit ausfüllten, sie waren hier, vermöge ihres Reichtums, die Herren dieses der Kunst geweihten Hauses.

Manch einer von ihnen warf schnell beim Hinaufsteigen zur Loge einen Blick in die Zeitung, welche die allerneuesten Nachrichten von jenem großen Kriege dort draußen brachte, der die alte Welt in ihren Grundfesten erzittern ließ und dessen Folgen bis hierher in die neue Welt drangen. Wie manchen Ärger, wie manche Unannehmlichkeit hatte ihnen diesen Krieg gebracht, der beständig die New-Yorker Börse beeinflußte, der ihnen manche unruhige Minute be-reitete, wenn sie lesen mußten, daß von den Feinden ihrer Freunde da drüben, jenseits des Meeres, abermalige Er-folge errungen wurden, die ihrem großen englischen Freund fatal sein mußten. Andererseits konnten sie es sich nicht verhehlen, daß im großen und ganzen die Geschäfte für Amerika noch nie so glänzend gegangen waren, als gerade in diesen Kriegszeiten, da Amerika der Lieferant an Waffen, Munition, Kriegsgeräten, Lebensmitteln und so manchem war, was die Freunde jenseits des großen Wassers brauch-ten, — und die Freunde brauchten viel, sehr viel.

In schnellem Trabe fuhr ein elegantes Kupee vor, dem ein alter, weißhaariger Herr entstieg, welchen der Portier des Opernhauses besonders devot begrüßte.

„Carnegie, der große Friedensmäzen", flüsterte ein Broadway-Spaziergänger seinem Begleiter zu.

„New-York-Herald-Extra!" schallte es hell durch den Lärm der Straße. Ein hellerleuchtetes Automobil fuhr vor. Galant sprang ein Herr, welchem man den Amerikaner aus ersten Gesellschaftskreisen ansah, heraus und half einer Dame in großer Gesellschaftstoilette beim Aussteigen.

„Hallo, Boy, ein Herald!"

Der Diener des Autos nahm dem Zeitungsverkäufer eine Zeitung ab und überreichte sie seinem Herrn. Schon auf dem Wege ins hellerleuchtete Foyer warf dieser einen kurzen Blick in die neuesten Zeitungsberichte. Seine Dame wurde im Gang des ersten Ranges mit besonderer Höflichkeit von den schon anwesenden Besuchern begrüßt. Ihr Begleiter hatte einen flüchtigen Blick durch das Foyer geworfen und war im Begriff, seiner Dame in die Loge zu folgen, als ein hochgewachsener blonder Herr mit kurzem Gruß an ihm vorübergehen wollte.

„Ach, Mr. Hammerstein, haben Sie schon das Neueste von Ihren Landsleuten gehört? Wieder hat eines Ihrer deutschen Unterseeboote vier englische Kauffahrteifahrer in den Grund geschossen."

Es klang wie drohende Ironie aus der Stimme des Amerikaners.

„Jawohl, Mr. Vanderbilt, auch meine deutsche New-Yorker Staatszeitung bringt heute abend die Nachricht. Wieder ein schöner deutscher Erfolg!"

„Na, dann also good by, und weitere Erfolge Ihren tapferen Landsleuten!"

Mit kaltem Gruß zog sich Mr. Vanderbilt in seine Loge zurück, in derem Vorsalon er noch einmal die neuesten

Abendkurse der New-Yorker Börse durchlas, während seine Frau noch einen Blick in den Spiegel warf. Als sie sich gleich darauf im vorderen Fauteuil ihrer ersten Rangloge niederließ, begrüßte sie ein lachendes „Good evening, Mrs. Vanderbilt. How do you do?"

„O, Miß Gould? Schon zurück vom Niagara?"

„Yes, Mrs. Vanderbilt. Wir haben herrliche vier Wochen dort in der Einsamkeit verlebt. Nach diesem anstrengenden Winter mit seinen großen Gesellschaften war der Aufenthalt dort eine Erholung. Meine Eltern sind noch für acht Tage nach Atlanty City, aber ich wollte mir Caruso in der neuen Oper nicht entgehen lassen."

Eine Bewegung ging durch das Haus, als in einer Parkettloge zwei Offiziere in deutscher Marineuniform sich niederließen und mit Interesse das große vollbesetzte Haus musterten.

„Wie kann man diesen damned Germans erlauben, aus New-Port-News hierherzukommen, um sich zu amüsieren!" meinte Mr. Vanderbilt, als er sich jetzt neben seine Frau setzte und diese ihn auf die beiden Offiziere in der gegenüberliegenden Loge aufmerksam machte.

Die beiden Herren hatten das allgemeine Interesse auf sich gezogen. Es waren nicht viele freundliche Blicke, die sich auf die Loge richteten, in welcher jene in ruhiger Bescheidenheit, aber selbstbewußt, allein saßen.

Das Dunkelwerden des Hauses und die beginnende Musik lenkte die Augen von Hunderten von Neugierigen von ihnen ab. Wie immer erntete der Abgott des Publikums, Caruso, jubelnden Beifall, selbst die kalten, nüchternen Besucher der vornehmsten Logen des Hauses, die Vertreter der Geldaristokratie New-Yorks, klatschten ihrem erklärten Liebling lebhaft zu.

Miß Gould neigte sich zu ihrer Nachbarin in der Nebenloge.

„O, Mrs. Vanderbilt, ist er nicht himmlisch? Und wie wundervoll ihn das Kostüm kleidet! Wollen Sie glauben, daß mir am Niagara die Oper unendlich gefehlt hat? Diese schönen Abende hier in unserer Metropolitan sind doch die besten Zerstreuungen, die wir haben können."

„O yes. Und doppelt und dreifach empfindet man, wie schön es ist, daß wir wenigstens hier in unserem Opernhaus nichts zu hören und zu sehen brauchen von dem ewigen Kriegslärm, der dort draußen nun seit Monaten die Welt in Unruhe und Aufregung versetzt."

„Werden Mrs. Vanderbilt in diesem Jahre nicht die gewohnte Frühjahrsreise nach Europa machen? Übrigens good evening, Mrs. Vanderbilt, Mr. Vanderbilt habe ich soeben die Hand geschüttelt."

„Hallo, Mr. Frohmann, was fragen Sie mich? Ich soll nach Europa auch in diesem Jahre reisen? Oh no, ich denke nicht daran."

Mit einer graziösen Bewegung lud sie den Besucher der Loge zum Sitzen ein.

Mr. Frohmann, der bekannte New-Yorker Theaterdirektor, nahm ihr gegenüber Platz, nachdem er Miß Gould in der Nebenloge begrüßt.

„O no," fuhr Mrs. Vanderbilt fort, „Europa ist in diesem Jahre nichts für amerikanische Ladies. Wohin soll man gehen? Scheveningen, Ostende, Spaa, alle diese belgischen Bäder sind ja heute Sammelplätze dieser gräßlichen Deutschen, welche das arme Belgien überfallen, welche diese Unruhe über die alte Welt gebracht."

„Wie schade, Mistreß. Ich hatte mich schon auf die Ehre gefreut, mit Ihnen und Mr. Vanderbilt gemeinsam reisen zu dürfen", bemerkte bedauernd Frohmann.

„Nein, ich reise allein nach England, nur um dort meinen Rennstall zu besichtigen", fiel der neben Mr. Frohmann stehende Vanderbilt ein. „Ich will in fünf Wochen zurück

sein und gehe dann mit meiner Frau nach dem Jellestown-Park."

„Schon in fünf Wochen zurück? Sie freier Mann! Ich armer Theaterdirektor habe mindestens acht bis zehn Wochen in London zu tun, um allen Wünschen der Ladies Amerikas für die nächste Wintersaison gerecht werden zu können."

„Wann fährst du, Alfred?" fragte Mrs. Vanderbilt ihren Gatten.

„In zehn Tagen fährt die ‚Lusitania' ab, auf der ich Plätze für mich belegt habe."

„Dann fahren wir zusammen," meinte Mr. Frohmann, „denn auch ich habe schon meine Tickets für die ‚Lusitania'."

„Nun, und die gräßlichen deutschen Unterseeboote, von denen man jetzt so viel liest und hört, schrecken diese Sie nicht ab zu reisen?" fiel Miß Gould lachend in das Gespräch ein.

„Sie vergessen, Miß Gould, daß wir amerikanische Bürger sind, daß wir mit Deutschland zur Zeit in Frieden leben, und daß wir als freie Amerikaner ja wohl noch das Recht haben, überall hinzureisen, wohin uns unsere Geschäfte rufen."

„Yes, Mr. Frohmann, und noch eins: Noch ist ja wohl ‚Rule Britannia' nicht von den Ozeanen verschwunden; und Englands Flotte dürfte ja wohl stark genug sein, um uns ‚Lusitania'-Reisende im Kanal vor ähnlichen Gewaltstreichen zu schützen, wie es sich zum Beispiel die zwei deutschen Offiziere, die wir dort drüben in der Loge sehen, auf anderen Plätzen des Weltmeeres mit harmlosen Handelsschiffen erlaubt haben."

„Wer sind die beiden Herren dort?" unterbrach interessiert Miß Gould Mr. Vanderbilts Rede.

„Die Kapitäne des ‚Kronprinz Wilhelm' und des ‚Eitel-Friedrich', der zwei deutschen Hilfskreuzer, die jetzt von

unseren Behörden in New-Port-News interniert worden sind."

Das dreimalige Glockenzeichen, das den Beginn des neuen Aktes anzeigte, unterbrach das Gespräch.

Mr. Frohmann verabschiedete sich mit dem Bemerken, daß er sich erlauben werde, noch einmal Mrs. und Mr. Vanderbilt vor Antritt seiner Europareise seine Aufwartung zu machen. Miß Gould betrachtete interessiert den größeren deutschen Offizier, von dem ihr Mr. Vanderbilt erzählt hatte, daß er den Hilfskreuzer ‚Kronprinz Wilhelm' kommandiere. Sie kannte dieses Schiff, mit dem sie bereits zweimal die Ozeanreise gemacht.

Das Dunkelwerden des Hauses lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Bühne, welche ihr Opernliebling Caruso gleich beim Aufgehen des Vorhangs betrat.

In der großen Pause, welche dem zweiten Akt folgte, promenierte der größte Teil des ersten Rangpublikums in dem blendend erleuchteten Prachtfoyer des Opernhauses.

Man sah hier manche Gruppe, die selbst in der Millionenstadt New-York mit ihrem nie rastenden Gesellschaftsleben, ihrem Hasten und Treiben, einen Augenblick zur ruhigen Betrachtung Veranlassung gegeben hätte, selbst dann, wenn man nicht gewußt hätte, daß hier in diesem mit üppigstem Reichtum ausgestattetem Foyer der Weltoper die prominentesten Leute der amerikanischen Metropole sich ihr Stelldichein gaben.

Neben der hohen Gestalt Mr. Vanderbilts und seiner schönen blonden Frau sah man den interessanten Kopf Mr. Hearsts, des allmächtigen Zeitungsbesitzers New-Yorks.

Auf einem Rundsofa saß Mr. Carnegie, der Friedensmäzen, in lebhaftem Gespräch mit einem der bekannten amerikanischen Austauschprofessoren, der zu der Opernpremière von seiner Universität New-Haven nach New-York gekommen war.

Die in Amerika und Europa gleich bekannte Sängerin Schumann-Heink war der Mittelpunkt eines Kreises Theaterkritiker, welche lebhaft über die neue Oper diskutierten. Zu ihnen gesellte sich der Direktor der Metropolitan-Oper, Gazzatti, nachdem er die ersten Vertreter der New-Yorker Geldaristokratie, die eigentlichen Herren seines Kunstinstitutes, begrüßt. Mr. Frohmanns kleine, untersetzte Gestalt mit ausgesprochenem jüdischen Typus sah man in lebhaftem Gespräch mit dem Direktor der Weber-Aeolian-Company an einem Tisch ein Glas Whisky mit Soda trinken.

Miß Gould, in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame, promenierte mit mehreren jungen Herren, deren elastische Gestalten mit den tief gebräunten Gesichtern und der weißen Linie auf der Stirn die amerikanischen Marineoffiziere in Zivil verrieten.

Die allgemeine Aufmerksamkeit erregten auch hier die zwei deutschen Marineoffiziere, welche von einer Ecke des Foyers aus das lebhafte Gesellschaftsbild betrachteten. Aus einem Seiteneingang des Foyers sah man die hohe Gestalt eines Herrn mit schwarzem Spitzbart und klugen, leuchtenden Augen unter der hohen Stirn eintreten, der in Gesellschaft des Besitzers der deutschen New-Yorker Staatszeitung, Hammerstein, direkt auf die beiden deutschen Offiziere zuging, welche letzterer ihm vorstellte, und die sein Begleiter mit großer Freundlichkeit begrüßte.

Unwillig wandte sich Mr. Vanderbilt, der die Begrüßung mit angesehen, zu Mr. Hearst, welchen er ebenfalls auf den Herrn an seines Konkurrenten, Hammerstein, Seite aufmerksam gemacht hatte.

„Macht denn dieser Mr. Dernburg nun auch in New-York Propaganda für seines Deutschen Reiches Interessen? Warum, Mr. Hearst, dulden das Ihre Blätter? Wenn schon unser gelehrter Präsident Wilson keine Energie besitzt, um dem unerhörten Vorgehen dieses deutschen Kaisers ein ener-

gisches Veto entgegenzusetzen, diesem nun sieben Monate dauernden Krieg ein Ende zu machen, warum müssen wir amerikanische Bürger es noch dulden, daß mitten in unserem Lande ein deutscher Staatsmann gegen unsere Freunde Propaganda macht?"

„Lieber Freund, Herr Dernburg, einer der klügsten Minister, die Deutschland in seinen letzten zehn Jahren gehabt, ist viel zu vorsichtig, als daß er unserer Presse Gelegenheit geben würde, ihn anzugreifen. Und, ganz unter uns gesagt," — Mr. Hearst dämpfte seine Stimme — „daß Herr Dernburg unter der Hand Propaganda gegen unsere amerikanischen Waffenlieferungen an Deutschlands Feinde macht, können Sie ihm das verargen?"

„Was gehen dieses Deutschland unsere amerikanischen Geschäfte an? Kümmern wir uns um Deutschlands Geschäfte? Also möge dieses Land auch uns Amerikaner ungestört unseren Geschäften nachgehen lassen."

Mit einem ironischen Seitenblick und durch ein trockenes „all right" quittierte Mr. Hearst Mr. Vanderbilts erregte Worte.

„Schließen Sie sich meinem Mann bei seiner Überfahrt nach Europa an?" unterbrach Mrs. Vanderbilt das Gespräch beider Herren, sich an Mr. Hearst wendend.

„O yes, Mrs. Vanderbilt, ich habe Plätze auf der ‚Lusitania' belegt zu ihrer nächsten Überfahrt nach Liverpool."

Zwei elektrische Glockenzeichen kündigten das Ende der Pause an. Das Foyer begann sich langsam zu leeren. Mr. Hearst entschloß sich, auf Einladung Lady Vanderbilts, dem Schlußakt in ihrer Loge beizuwohnen. Sie kreuzten sich auf dem Wege dorthin mit den beiden deutschen Offizieren, welche in Begleitung des Ministers Dernburg zu der Treppe gingen, die ins Parkett hinabführte. Helles, fröhliches Lachen erklang aus dem Munde des

älteren der beiden Offiziere, dem der Minister interessiert zuhörte. Die Amerikaner vernahmen noch, wie sich die beiden deutschen Herren mit einem „Auf Wiedersehen, Exzellenz" von dem Minister verabschiedeten, der zu seiner Loge im ersten Rang ging, während die Vanderbilts mit ihrem Gast die ihrige betraten. Wieder sahen sie das glänzend erleuchtete Haus mit seiner Pracht, seinem Reichtum vor sich, sahen um sich amerikanische Bürger, sahen amerikanische Ladies lachen und plaudern, und bald fanden sie das kalte, stolze Selbstbewußtsein des amerikanischen Bürgers wieder, das sie beim Anblick der deutschen Offiziere einen Augenblick verlassen hatte. Mit kaltem, behaglichem Lächeln unterhielt sich Mr. Vanderbilt mit seinem Gast, bis die Ouvertüre des letzten Aktes dem Gespräch ein Ende machte.

Die Oper war zu Ende. Vor dem Haus reihte sich Auto an Auto, Wagen an Wagen, die elektrischen Cars warteten auf die Besucher der Oper. Das Leben auf dem Broadway war lebhaft und lärmend wie immer. Wieder liefen die Zeitungsverkäufer mit den neuen Nachtausgaben der New-Yorker Blätter und fanden überall Abnehmer. Vor der Vanderbiltschen Loge überreichte ein Diener des Mr. Hearst demselben einen Brief. Mr. Hearst las schnell und gab ihn mit sichtlich großer Freude seinem Freunde Vanderbilt. Dieser las: „Reuter meldet: Deutsches Unterseeboot U 29 Kapitänleutnant Weddigen Führer vernichtet."

Mit hartem Lachen reichte Mr. Vanderbilt seiner Frau das Blatt, welche sich während des Lesens von ihrem Diener den kostbaren Abendmantel umhängen ließ.

„Ich gratuliere, Mr. Hearst! Also wieder von dieser deutschen Pest im britischen Meere ein Opfer zur Strecke gebracht! Mögen noch viele diesem U 29 folgen, bis wir selbst auf Englands stolzer ‚Lusitania', unter Old

Englands Flagge, jenes Meer durchfahren, wo britische Klugheit deutschem Draufgängertum abermals ein Grab im Meeresgrunde bereitet hat."

„All right, Mr. Vanderbilt! Auf Wiedersehen, Mistreß, hoffentlich noch vor der Abreise, sonst sicher auf der ‚Lusitania'!"

„Yes, Mr. Hearst. Natürlich begleite ich Mr. Vanderbilt an Bord. Aber ich denke, wir sehen uns noch im Astor-Hotel bei meines Mannes Abschiedsfeier für seine Freunde, zu denen Sie doch gehören."

Dankend küßte Mr. Hearst ihr die Hand und empfahl sich mit kräftigem Händedruck von ihrem Gatten.

Im Portal des Opernhauses mußten die Vanderbilts einen Augenblick auf ihr Auto warten, das nicht sofort vorfahren konnte. Sie sahen wenige Schritte vor sich die beiden deutschen Offiziere mit dem Minister Dernburg stehen, welcher ihnen das neue Extrablatt vorlas. Sie hörten kurz den Namen „Weddigen?" fallen und sahen die beiden Offiziere einen Augenblick starr dastehen, während der deutsche Minister tiefbewegt seinen Hut zog.

Da fuhr das Vanderbiltsche Auto vor. Behaglich ließ sich Mr. Vanderbilt neben seiner Frau nieder, ein kaltes Lächeln überzog sein Gesicht, als er an der Gruppe der drei Deutschen vorüberfuhr, die noch immer schweigend in tiefem Nachdenken an derselben Stelle standen, an der sie soeben die neueste Nachricht vom Kriegsschauplatz dort drüben jenseits des Weltmeeres gelesen.

2.

Im Theaterbureau des Direktors Frohmann ging es lebhaft zu, denn er, der über mehr als 30 Theater verfügte, die, über ganz Nordamerika zerstreut, unter seiner Oberleitung standen, hatte vor seiner bevorstehenden Europareise noch einmal alle seine Stellvertreter und deren Sekretäre nach New-York kommen lassen, um mit ihnen die Pläne für die nächste Wintersaison zu besprechen. Zu Mr. Frohmann selbst konnte man nur gelangen, wenn man aus dem großen Wartezimmer von einem Diener durch drei Bureaus in das Empfangszimmer geführt worden war. Nachdem man dort dem Privatsekretär des Mr. Frohmann gemeldet worden war, und dieser Kenntnis von der Person des Besuchers genommen, sich auch genau über den Zweck und den Grund seines Besuches orientiert hatte, wurde man durch einen zweiten Diener in das Bureau des amerikanischen Theatergewaltigen selbst geführt. Dieses Bureau war ein reich ausgestatteter Saal, dunkel getäfelt, mit schweren Polstermöbeln, die Wände geschmückt mit großen Gemälden in Goldrahmen, jede Ecke, jede Nische des Saales war ausgenutzt für Arrangements von kleinen Sofas, Sesseln, Tischchen, Säulen, auf denen Büsten amerikanischer und europäischer Künstler standen. Die Fenster waren mit echten Stores bekleidet, Perser Teppiche deckten den Boden. Mehrere elektrische Kronleuchter hingen von der Decke herab, welche abends das Bureau

tageshell erleuchteten. Außerdem aber standen auf verschiedenen Tischen vor kleinen luxuriösen Arrangements elegante elektrische Stehlampen, die mit ihren geschmackvollen Lampenschirmen auch diskretes Licht verbreiteten. Die zwei Türen des Bureaus waren schwer ledergepolstert, so daß unmöglich von hier ein Wort in das Vorzimmer dringen konnte. Der große Diplomatenschreibtisch des Direktors stand zwischen zwei hohen Bogenfenstern, durch deren herabgelassene schwerseidene Vorhänge das helle Tageslicht gedämpft ins Zimmer fiel. Links vom Schreibtisch stand der Telephontisch, an diesen schloß sich ein zweiter etwas kleinerer Schreibtisch für den Privatsekretär an.

Mr. Frohmann, der Herr all dieser Räume, der Multimillionär, der sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet, der einst New-Yorks Ufer als kleiner deutscher Schauspieler mit fünfzig Dollars Monatsgehalt betreten, der sich durch Klugheit, Fleiß und ungeheure Energie zu seiner Position aufgeschwungen, saß mißgelaunt in seinem schwarzen Gehrock, in dem er stets erschien, an seinem Schreibtisch. In den zwei Klubsesseln ihm gegenüber saßen seine Direktionsstellvertreter aus St. Louis, welche gekommen waren, um Rapport über die letzten vier Wochen abzustatten und Pläne für die nächste Wintersaison vorzulegen. Der ältere der beiden Herren hatte ein ausgesprochen amerikanisches Aussehen, während der blonde Lockenkopf des jüngeren mit den blauen Augen und dem breiten Vollbart den Germanen verriet. Zu ihm wandte sich in großer Erregung Mr. Frohmann.

„Ich weiß nicht, Mr. Steinberg, was Sie sich eigentlich denken. Sie haben noch einen dreijährigen unkündbaren Vertrag als technischer Beirat meines Manhattan-Theaters in St. Louis. Sie wissen, daß die gesamten technischen und maschinellen Arbeiten für das große Ausstattungsstück der nächsten Season Ihnen übertragen worden, daß

die Arbeiten erst zur Hälfte fertig sind, — was heißt das also, daß Sie plötzlich um Ihre Entlassung bitten?"

„Herr Direktor, ich kann Ihnen das nicht so leicht auseinandersetzen."

„Ja, lieber Mann, ich habe nicht so viel Zeit, vielleicht haben Sie in meinem Vorzimmer gesehen, daß noch ein paar Dutzend anderer Besucher mich sprechen wollen, ich bitte um sofortige schnelle Antwort. Warum wollen Sie gehen?"

Wieder entstand eine Pause. Als Mr. Frohmann nervös auffahren wollte, bemerkte der andere Herr mit kühler Höflichkeit: „Vielleicht finden Sie, Herr Direktor, die Erklärung für Mr. Steinbergs merkwürdiges Verhalten darin, daß er Deutscher ist, daß auch er von dem sogenannten heiligen Patriotismus des Deutschen, der jetzt mit einer Welt kämpft, angesteckt ist."

Mit großen Augen sah der Deutsche den Amerikaner an und bemerkte lachend:

„O, Mr. Berla, bitte, sprechen Sie nicht über Sachen, von denen Sie mit Ihrem amerikanischen Herzen ja doch nichts verstehen, weil Sie dafür das Gefühl nicht haben."

Zornig stand Mr. Frohmann auf, er fand in heftiger Erregung zuerst dafür keine Worte. Erst nachdem er, wie um sich zu beruhigen, mehrmals erregt in seinem Bureau auf und ab gegangen war, blieb er vor seinem Schreibtisch stehen.

„Mr. Steinberg, ich reiche augenblicklich die Klage auf Konventionalstrafe gegen Sie ein, wenn Sie nicht noch heute nach St. Louis zurückfahren, um Ihre Arbeiten fortzusetzen. In meinem Geschäft wünsche ich nur vom Geschäft zu hören, Gefühle und so etwas kann ich nicht gebrauchen. Ich habe Ihre starke Begabung, Ihren guten Blick für dekorative Wirkungen engagiert, nicht Ihr Ge-

fühl, ich zahle Ihnen ein gutes Gehalt, etwas anderes habe ich mit Ihnen nicht zu besprechen."

Ruhig stand der Deutsche auf. „Herr Direktor Frohmann, ich bitte um meine sofortige Entlassung. Da Sie keine Gründe hören wollen, gut, so gebe ich keine an."

„Ja, Mann, sind Sie denn verrückt geworden? Man gibt doch fünftausend Dollars Gehalt nicht auf ohne schwerwiegendste Gründe. Ach so, Ihnen hat wohl der Kollege von der Darling of the goods Company mehr Gage geboten? Der Herr hat mir ja schon verschiedene Kräfte durch höhere Gagen weggenommen."

Er machte wieder einen erregten Gang durch das Zimmer und blieb dann vor Steinberg stehen.

„Herr Steinberg, ich biete Ihnen sechstausend Dollars. Das ist mein letztes Wort."

„Mr. Frohmann, respektieren Sie mein Anstandsgefühl! Ich breche nicht einen Kontrakt um lumpiger tausend Dollars willen, ich gehe nicht ohne ernste zwingende Gründe von einer Arbeit fort, die mir seit Jahren an das Herz gewachsen. Pfui Teufel, solch gesinnungsloser Lump bin ich nicht. Aber ich kann nichts dafür, ich muß fort aus Amerika, ich muß zurück in meine Heimat, ich muß nach Deutschland, ich will und muß mitkämpfen, wo es um Deutschlands Existenz geht."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundvierzig Jahre, Herr Direktor. Und wegen meiner zweiundvierzig Jahre bin ich auch nicht im August schon nach Europa gefahren, um in die Armee einzutreten, damals habe ich gehofft, daß man uns alte Kerle nicht mehr brauchen wird. Aber jetzt, wo man täglich liest, wie auch diese falschen Italiener von Tag zu Tag mehr auf die Seite von Deutschlands Feinden neigen, jetzt halten mich keine zehn Pferde mehr, jetzt muß ich rüber."

„Ach so, also unser Amerika war gut genug, damit

Sie Ihr Vermögen sich verdienten und dann ‚Adieu' United Staates!"

„O nein, Herr Direktor, ich bin amerikanischer Bürger geworden, aber ich habe meine alte Heimat nicht vergessen, und ihr gehört mein Blut. Wie ich denken Tausende von deutschen Männern hier im freien Amerika, und deshalb wollen wir zurück in die Heimat, um mit einzustehen, mit zu kämpfen, mit zu sterben, wenn es nötig ist, für Deutschlands Existenz."

„Na, dann gute Reise und viel Vergnügen. Adieu, Mr. Steinberg. Mit Ihnen, Mr. Berla, habe ich noch zu reden."

Kalt, abweisend, brüsk abbrechend setzte sich der Multimillionär an seinen Schreibtisch.

Mit einem artigen „Leben Sie wohl, Herr Direktor Frohmann, und auch Sie, Herr Berla," ging der Deutsche hochaufgerichtet hinaus.

„Diese deutschen Dickschädel mit ihrem Vaterlandsfanatismus! Na, hoffentlich gibt es kein Schiff, das diese Verrückten nach Europa bringt, dann wird dieser Steinberg bald seine Dummheit bereuen, für nichts und wieder nichts sechstausend Dollars ausgeschlagen zu haben. Ich werde Ihnen aus London einen Ersatz engagieren, der sich mir schon angeboten, und bei dem Engländer können wir wenigstens sicher sein, daß er sich ein so gutes Geschäft nicht entgehen läßt. Adieu, Mr. Berla."

Dieser empfahl sich.

„Mr. Joston" meldete der eintretende Diener.

„Mr. Joston, gut, daß ich Sie noch vor meiner Abreise sehe, ich bin mit Ihrer Firma sehr unzufrieden, sie bringt mich in arge Verlegenheit," begrüßte Mr. Frohmann den eintretenden neuen Besucher.

„Herr Direktor, ich weiß, daß Sie mit Recht ungehalten

sind über die Säumnis unseres Lieferns, deshalb komme ich selbst, um Ihnen kurz die Situation zu schildern."

Auf Einladung des Direktors setzte er sich diesem gegenüber.

„Mr. Joston, ich brauche für meinen Sommerabschluß in Francisco die bei Ihrem Hause bestellte komplette Ausstattung von Waffen und Requisiten für die neue große Revue, die ich von San Francisco aus durch ganz Amerika, Australien und dann England schicken will. In vier Wochen sollen die Sachen fertig sein und gestern erbittet Ihr Haus telegraphisch verlängerte Frist für die Lieferung um vierzehn Tage."

„Herr Direktor, ich bin heute nur deswegen von Philadelphia nach New-York gekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir in vierzehn Tagen bestimmt liefern. Sie müssen diese Verzögerung entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß unsere Firma gezwungen worden ist, sechstausend Arbeiter neu einzustellen, zwei große Fabriken völlig neu einzurichten, um den großen Waffen- und Munitionsbestellungen aus London nachkommen zu können. Sie wissen, daß wir die Ausstattungslieferungen für die französischen und deutschen Theater in diesem Winter ganz ausschalten mußten, so konnte unsere Firma natürlich nicht anders, als die ehrenvolle Offerte des englischen Kriegsamtes für Waffen- und Munitionsbestellungen anzunehmen. Daß der Umsatz trotz unserer vielen amerikanischen Konkurrenten so groß werden würde, hat wohl keiner erwartet. Aber ich hoffe, Sie, Herr Direktor, wie jeder gute Amerikaner, werden Ihren Landsleuten das Geschäft gönnen, um so mehr, als Sie in vierzehn Tagen völlig zufriedengestellt sein werden."

„All right, Mr. Joston. Ihre Erklärung beruhigt mich. Also in vierzehn Tagen, und weiter gute Geschäfte, good by."

„Good by, Mr. Frohmann, und grüßen Sie unsern besten Kunden, wenn Sie nach London kommen."

„Geben Sie mir zur Einführung bei Englands Admiralität einige schnell laufende Unterseeboote mit, die ‚Lusitania' hat Platz genug, um diese zu verstauen."

„No, Mr. Frohmann, leider unmöglich. Wir machen nur in Gewehren und dem dazu Gehörigen, also nochmals good by und gute Überfahrt."

Allein geblieben erteilte Mr. Frohmann durch das Telephon seinem Privatsekretär Auftrag wegen der Jostonschen Lieferungen und gab Weisung, den nächsten Besucher einführen zu lassen.

„Hallo, Mr. Frohmann, wollen Sie mich in Ihrer Gesellschaft nach Europa fahren lassen, damit ich nicht ganz ohne männlichen Schutz diese weite Reise machen muß?" klang es ihm lachend aus der durch den Diener geöffneten Tür entgegen.

Erstaunt ging Frohmann der eintretenden jungen Dame entgegen.

„Miß Warfield, ich denke, Sie sitzen noch im schönen Boston? Hat nicht erst vorgestern abend Ihre Tournee dort geschlossen?"

„O yes, Sie gestrenger Direktor. Geben Sie mir Ihre Hand, guten Tag, how do you do? So, nun setze ich mich hier ins gemütliche Ecksofa, Sie setzen sich mir gegenüber, und in fünf Minuten — sind Sie mich wieder los."

Bereitwillig ließ sich Mr. Frohmann von der bildhübschen jungen Brünetten, einem der ersten weiblichen Stars seiner amerikanischen Theater, zu dem lauschigen Plätzchen führen, nicht ohne ihr die geschmeidige Hand zu küssen. Beide steckten sich eine Zigarette an.

„Also, was wollen Sie bei diesen unruhigen Zeiten in Europa, mein Kind? Bleiben Sie hier, genießen Sie Ihre Ferien bei uns im Lande."

„O no, Mr. Frohmann. Ich will auch etwas vom Krieg sehen. Ich werde mich für die Sommermonate bei dem englischen Roten Kreuz als Krankenschwester anstellen lassen, um auf diese Weise das Leben und Treiben im Kriege da drüben kennenzulernen."

„Miß Warfield, ich warne Sie. Sie haben noch dreijährigen Vertrag bei mir und eher lasse ich Sie nicht frei. Ich weiß aber, daß manche amerikanische Lady schon von englischen Lords als ihre Frau in ihren Herrensitz eingeführt worden ist. Deshalb überlegen Sie sich Ihren abenteuerlichen Krankenpflegerinnenplan."

„Zu spät, Mr. Frohmann. Ich habe schon Tickets zur Überfahrt. Und als ich in der Passagierliste heute früh Ihren Namen las, da sagte ich mir sofort, Mr. Frohmann muß mein männlicher Beschützer auf dieser Fahrt ins Kriegsland sein."

„Well, Miß Warfield, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mit mir schon nach sechs Wochen nach Amerika zurückfahren."

„All right, Mr. Frohmann, wenn ich nach sechs Wochen dort drüben genug Interessantes gesehen und erlebt habe; sonst müssen Sie mit mir noch ein paar Wochen länger drüben bleiben. Sie haben doch so gute Beziehungen zur Sun, da werden Sie mir zuliebe für einige Wochen amerikanischer Kriegsberichterstatter. Denken Sie, welches Geschäft dann der Theaterdirektor Frohmann in der nächsten Saison mit mir machen könnte, wenn der Kriegsberichterstatter Frohmann über das tapfere Verhalten der Miß Warfield im feindlichen Feuer bei Pflege der armen Verwundeten ausführlich berichtet hat."

„Das wäre allerdings ein gutes Geschäft", bemerkte lächelnd Frohmann.

Miß Warfield erhob sich um zu gehen. „Na, also war

mein Gedanke gut, auf Wiedersehen auf dem Schiff. Meine Traber dürfen nicht länger warten."

Nachdem er die Besucherin bis zur Türe geleitet, trat er an das Fenster, um noch einen Gruß mit seinem weiblichen Star zu tauschen, der ihm soeben Propositionen gemacht, die viel Geld einbringen konnten. Mit besonderem Interesse sah er deshalb die unternehmungslustige kluge Amerikanerin den eleganten Dogcart besteigen, dessen Zügel sie von dem neben ihr sitzenden Negerboy in die Hände nahm. Lustig grüßte sie mit der Hand dem am Fenster Stehenden zu, während die schönen Traber anzogen.

„Das kann eine lustige Überfahrt werden", lachte der Zurückgebliebene vor sich hin.

Das Telephon läutete. Er nahm den Hörer zur Hand, und ein wohlgefälliges Lächeln glitt über sein Gesicht, mit besonderer Liebenswürdigkeit erwiderte er: „Jawohl, Mr. Hearst. Ich bin übermorgen frei. Mit ganz besonderem Vergnügen werde ich Mr. Vanderbilts Abschiedsfest beiwohnen. Ich danke sehr, daß Sie dabei an mich gedacht. Ich werde noch morgen, sobald ich die schriftliche Einladung erhalten, Mrs. und Mr. Vanderbilt meine Aufwartung machen."

Vergnügt legte er das Telephon aus der Hand, steckte sich eine Zigarre an und läutete nach dem Diener, der sofort eintrat.

„Ist noch für mich jemand da, den ich empfangen muß?"

„Nur ein junger Mann mit einer direkten Empfehlung an Herrn Direktor von Herrn Belasco. Alle anderen Besucher können durch den Herrn Privatsekretär des Herrn Direktor abgefertigt werden."

„Lassen Sie den jungen Mann eintreten, — und noch eins, bestellen Sie für morgen ein Bukett Maréchal-Niel-

Rosen für zwanzig Dollars, das um zwölf Uhr in meiner Privatwohnung sein soll."

Der Diener ging. In der geöffneten Tür erschien ein Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren, der mit artiger Verbeugung dem Direktor nach kurzer Begrüßung ein Schreiben im Kuvert überreichte. Ein paar kluge Augen leuchteten aus einem bleichen, von dunklem, langsträhnigem Haar umrahmten Gesicht. Der einfache Anzug, der eine ebenmäßig schöne Figur verhüllte, zeigte, daß der junge Mann in bescheidenen Verhältnissen lebte.

Nachdem er den Brief gelesen, forderte Mr. Frohmann den Besucher auf, sich zu setzen.

„Mr. Belasco legt hier für Sie ein gutes Wort ein, daß ich Ihnen die Mittel zur Überfahrt nach Europa geben möchte. Er nennt Ihre Begabung als Maler so stark, daß er Sie auch bei Mr. Steinway empfohlen hat. Aber sagen Sie, weshalb haben Sie Rußland verlassen und sind nach Amerika gekommen, wenn Sie jetzt wieder nach Europa zurück wollen?"

„Mr. Frohmann, ich war als Student in Petersburg, dort wurde ich in revolutionäre Verbindungen verwickelt und mußte vor einem Jahr fliehen, wenn ich nicht nach Sibirien, wie so viele meiner Studiengenossen, wandern wollte, um dort mein Leben für immer zu begraben. Damals halfen mir meine Freunde über Schweden nach England fort, von dort kam ich nach Amerika."

„Und weshalb wollen Sie jetzt wieder zurück? Haben Sie heute Sehnsucht nach Ihren sibirischen Bergwerken, oder glauben Sie, daß man Ihnen heute in Rußland nichts mehr tun wird? Wollen Sie etwa gar in die russische Armee eintreten? Seien Sie doch zufrieden, Herr, daß Sie hier sicher und fern vom Schuß sind. Arbeiten Sie hier. Warum wollen Sie Ihre Ruhe aufgeben gegen

Gefahren dort drüben, die Sie von hier aus gar nicht beurteilen können?"

„Verzeihen Sie mir, Mr. Frohmann, wenn ich Ihnen widerspreche. Ruhe und Sicherheit habe ich hier, aber dort drüben müssen sich aus dem gewaltigen Ringen großer Völker miteinander neue Zeiten, neue Verhältnisse anbahnen, die man heute vielleicht noch nicht einmal ahnen kann. Und da möchte ich nicht fehlen, wenn vielleicht aus diesem Krieg heraus ein Erwachen unseres armen russischen Volkes erwächst, in dem so viel Schönheit, so viel Klugheit schlummern, die nur darauf warten, geweckt zu werden."

Staunend betrachtete Frohmann den jungen Mann.

„Sie sind der zweite Phantast, den ich heute hier sehe. Erst einen von deutschem Patriotismus erfüllten Schwärmer, der hier sein glänzendes Geschäft aufgibt, um dort drüben sich vielleicht zum Krüppel schießen zu lassen — und jetzt Sie mit Ihren Ideen von Völkererwachen und Volksbeglückung. Aber in Gottes Namen, falls Mr. Steinway Ihnen hilft, soll mir's auch recht sein. Ich will Ihnen auf Empfehlung meines Freundes Belasco auch zweihundert Dollars anweisen lassen, damit Sie hinüber können."

In großer Freude wollte ihn der junge Russe mit Dankesworten unterbrechen, aber lachend ließ ihn Mr. Frohmann nicht zu Worte kommen.

„Schon gut, Mr. Andrejew. Hier haben Sie die Anweisung auf das Geld. Vom Geschäftsstandpunkt ist das Geld für einen Amerikaner nicht verloren, denn auch Ihr Rußland ist ja zur Zeit einer unserer besten Kunden, und kann es auch noch über den Krieg hinaus bleiben, wenn nach ihm vielleicht das Erwachen Ihres Volkes folgt, von dem Sie so schön erzählten. Aber mich müssen Sie jetzt entschuldigen. Mich rufen meine eigenen Geschäfte."

Er übergab dem jungen Mann die Anweisung und unter-

brach seinen Dank durch das Herbeirufen des Dieners, dem er befahl, das Auto vorfahren zu lassen.

Andrejew empfahl sich.

Während Mr. Frohmann Hut und Stock nahm, erinnerte er sich, daß die New-Yorker Börsenberichte bereits erschienen sein mußten. Noch beim Verlassen seines Bureaus verlangte er die New-Yorker Nachmittagsblätter, welche er dann sofort im Auto zu lesen begann. Als er die Cunard-Linie-Aktien durchlas, schmunzelte er bei dem Gedanken, welches gute Geschäft sich für ihn aus der ‚Lusitania'-Reise mit der unternehmungslustigen Miß Warfield ergeben könnte, wenn er die Künstlerin in der nächsten Wintersaison über Amerikas Bühnen führen würde, als furchtlose mutige Helferin in jenem Ringen der Völker der alten Welt da drüben, das sich als das glänzendste Geschäft für die neue Welt erwies.

3.

Die untergehende Abendsonne warf ihre letzten Strahlen auf den Hudson-River und ließ die Kajütenfenster der großen Fährboote erglänzen, die zwischen Hoboken, der 14. Straße, der 10. Straße und der Battery New-Yorks verkehrten. Die Abfahrtsstelle von Hoboken nach der 14. Straße lag dicht neben den Piers des Norddeutschen Lloyd, an welchen mehrere deutsche Lloyd-Personendampfer verankert lagen, die nach Ausbruch des Weltkrieges nicht mehr von New-York nach ihren deutschen Heimathäfen hatten zurückkehren können und deshalb hier im neutralen Hafen der Vereinigten Staaten für die Dauer des Krieges untergebracht waren. Vorn an der Spitze des Fährbootes, das soeben vom Ufer Hobokens abstieß, um nach der 14. Straße hinüberzufahren, standen drei Männer, von denen zwei ihren Anzügen nach Matrosen eines der Norddeutschen-Lloyd-Dampfer waren.

„Ja, Steinberg," sagte der eine der beiden Matrosen zu dem neben ihm stehenden Mann im dunklen Jackettanzug, „da bleibt dir keine andere Überfahrtsgelegenheit nach Europa, als mit der Holland-Linie nach Rotterdam, oder mit einem italienischem Dampfer nach Genua."

„Na, weißt du, Franz," fiel ihm sein Kamerad ins Wort, „nach Genua mit einem italienischen Dampfer zu fahren, möchte ich an Steinbergs Stelle doch nicht mehr riskieren, wer weiß, wie lange der Welsche noch neutral bleibt. Und daß der Maccaroni-Bursche, wenn er los-

schlägt, nicht mit uns Deutschen geht, das kann man doch nach den Nachrichten der letzten Tage bestimmt glauben, denn was man in den Zeitungen liest —"

„Hannsen, du kannst doch nicht die Hälfte von dem glauben, was diese Zeitungsschreiber zusammenlügen. Erfährt man denn hier die Wahrheit, wie es in Wirklichkeit in der Heimat aussieht? Wenn es nach den unverschämten Lügen der amerikanischen Presse ginge, müßten ja die Russen schon längst in Berlin sein, statt dessen haben sie die Deutschen im eigenen Lande. Es sind noch nicht acht Tage her, daß ich von meinem Bruder, der auch mit dabei ist, einen Brief aus Lodz bekommen habe."

„Ja, Franz, das stimmt. Aber es stimmt auch, daß der Italiener mobilisiert. Gestern erst hat mein italienischer Barbier, bei dem ich mich rasieren lasse, mir seine Einberufungsorder gezeigt, die ihn nach Italien zurückkehren heißt."

In diesem Augenblick fuhr an ihnen einer der großen Europafahrer vorbei, dessen Flagge die grünweißroten Farben zeigte. Das Schiff war sehr stark besetzt. Man sah Hunderte von Männern an Bord, welche den an den Ufern Stehenden Abschiedsgrüße zuwinkten.

„Da habt ihr wieder eine Bestätigung von Franzens Ansicht", sagte Steinberg, während er auf das ausfahrende Schiff wies. An den kleinen Gestalten mit der dunklen Gesichtsfarbe und den schwarzen Haaren erkannte man auf den ersten Blick die Italiener.

„Das sind nicht nur Auswanderer. Von denen wird bald mancher in der Uniform stecken und das Gewehr tragen. Franz hat recht. Ich fahre am sichersten mit der Holland-Linie nach Rotterdam. Den verdammten Engländern werde ich schon entwischen, und wenn ich mich im Kessel verstecken sollte. Und von Rotterdam ist es ja gottlob nicht mehr weit bis nach Hause. Oder vielleicht hält uns ein

deutsches Unterseeboot im Kanal an und nimmt uns Deutsche gleich mit."

„Junge, Junge, ich beneide dich. Es ist zu dumm, daß wir hier im Hafen auf unserm Dampfer die schöne Kriegszeit vertrödeln müssen, aber freilich kann ja der Lloyd seine hier liegenden Schiffe auch nicht ganz ohne Bewachung lassen, denn den englischen Halunken, die dort drüben uns gegenüber am anderen Ufer liegen, traue ich schon zu, daß sie unsere schönen deutschen Schiffe eines Tages kaputt machen würden, wenn sie nur könnten, wie sie es mit unserem ‚Gneisenau' gemacht haben, als sie merkten, daß die Deutschen sie mitsamt ihren belgischen Bundesbrüdern aus Antwerpen rauswerfen würden."

Das Fährboot legte jetzt am Ufer an, und die Passagiere verließen das Schiff. Steinberg ging mit seinen zwei Begleitern die Uferstraße weiter, welche zu den Anlegeplätzen der englischen und holländischen Europafahrer führte. An einer der Querstraßen stießen sie auf eine junge Frau im schwarzen Kleid, deren vergrämtes Gesicht zeigte, daß sie großen Kummer hatte. Hannsen begrüßte sie.

„Na nu, Frau Hofmeister, was ist Ihnen denn passiert? Sie wären ja beinahe an uns vorübergegangen, ohne uns die Hand zu geben. Haben Sie denn den gemütlichen Abend bei Lücho in der 14. Straße schon vergessen, den wir neulich zusammen verlebt haben, als wir gemeinsam mit Ihren Eltern den großen Hindenburg-Sieg an den Masurischen Seen feierten?"

„Neulich, sagen Sie, mein lieber Herr Hannsen? Herr Gott, mir kommt das wie eine Ewigkeit vor."

Tränen traten ihr in die Augen, sie konnte vor heftiger Erregung nicht weiter reden, die drei Männer traten teilnahmsvoll näher.

„Ja, um Gottes willen, was ist denn, liebe Frau?" fragte sie besorgt der eine der deutschen Matrosen.

„Ich habe vor acht Tagen durch die deutsche Botschaft in Washington Nachricht bekommen, daß mein Franz in Ostpreußen bei Lyck gefallen ist."

Tiefbewegt gaben die beiden Matrosen ihr die Hand, Steinberg schloß sich ihnen nach kurzer Vorstellung mit herzlichen Worten der Teilnahme an.

„Das tut mir aber leid. Unser lustiger Hofmeister, mit dem wir so manche fröhliche Stunde verlebt, wenn wir hier auf unserm Dampfer acht Tage Station machten."

„Ja, wie oft hatte er sich vorgenommen, mit mir eine Reise nach Deutschland zu machen, damit ich seine Eltern in Magdeburg kennenlernen solle. Und nun mußte er die Heimat ohne mich, seine Frau, wiedersehen und mußte, so jung noch, in die kalte Erde."

„Liebe Frau Hofmeister, gönnen Sie ihm den schönen Tod. Beklagen Sie ihn nicht. Tragen Sie Ihr Leid gefaßt wie so viele Tausende deutscher Frauen, die jetzt ihr Liebstes dem Vaterlande opfern müssen. Ich fahre in wenigen Tagen nach Deutschland, um auch als deutscher Soldat meine Pflicht zu tun, vielleicht kann ich Ihnen gefällig sein, indem ich irgendeine Nachricht für die Eltern Ihres gefallenen Gatten mit hinübernehme?"

Die junge Frau nahm das freundliche Anerbieten Steinbergs dankend an und bat um seinen Besuch vor seiner Abreise nach Europa. Nachdem sie Steinberg ihre Wohnungsadresse angegeben, trennten sich die drei Männer von ihr, nicht ohne ihr noch einmal herzliche Worte des Trostes gesagt zu haben.

„Der Teufel hole die, welche all das Elend über die Welt gebracht", polterte Hannsen los, als sie weitergingen.

„Der Teufel hole das verdammte England, diesen ver-

fluchten Anstifter des Weltbrandes", stimmte ihm sein Kamerad zu.

Ein kühler Wind wehte vom Wasser her, die Abendsonne war langsam verschwunden, und die Dämmerung begann. Das starke Knattern eines Tuches machte sie aufblicken. Da sahen sie an ihrer linken Seite Englands Fahne sich im Abendwind blähen. Über dem hohen Zaun, welcher hier die Straße gegen das Wasser abschloß, ragte der Riesenleib eines großen englischen Personendampfers mit vier Schornsteinen empor, auf dessen oberstem Deck in des Kapitäns Kabine soeben die elektrischen Lampen aufflammten.

Die drei Deutschen blieben stehen und betrachteten das Schiff. Steinberg richtete sich hoch auf und sah mit großen leuchtenden Augen auf die im Winde flatternde englische Flagge.

„Denen, die unter diesen Farben kämpfen, möchte ich dort in der alten Welt mit meinen Landsleuten gegenüberstehen, ihnen möchte ich die Tränen nur dieser einen deutschen Frau, die wir da eben gesprochen, heimzahlen. Und wieviel Tausende und Abertausende hat diese Krämerflagge auf dem Gewissen."

„Go on", rief auf dem Straßendamm ein Kutscher seinen Pferden zu, welche einen hochbepackten schweren Lastwagen in den großen Vorplatz zogen, der vor dem Landungsplatze des Schiffes hinter dem geöffneten Torflügel lag. Der Wagen war vollbeladen mit schweren Holzkisten, welche mit eisernen Ringen umschlossen waren. Außer dem Kutscher saßen vier Männer auf dem Wagen, den die zwei starken großen Pferde nur mühsam vorwärtszogen, so daß der Kutscher sie beständig mit Zügel und Peitsche antreiben mußte.

„Na nu, was ist denn das für eine Ladung, wo vier

Begleiter sich auf dem Wagen breitmachen müssen?" brummte der eine der beiden Matrosen.

„Und sieh mal, Franz, keiner der vier Kerle hat die geliebte Shagpfeife im Mund, ohne die man einen Englishman doch kaum sieht."

„Ist das ein englischer Personendampfer?" fragte Steinberg seine beiden Begleiter.

„Kennen Sie, Steinberg, nicht die ‚Lusitania', Englands größten Schnelldampfer? Das hier ist doch der Pear der Cunard-Linie."

„Also, dies ist die ‚Lusitania'!? Habt Ihr gelesen, daß vor kaum vier Wochen dieses Riesenschiff sich nur unter amerikanischer Flagge in die englischen Küstengewässer gewagt hat?"

„Ja," lachte der eine der beiden deutschen Matrosen, „deshalb nennt sich die englische Flagge da oben auch die Beherrscherin des Weltmeeres."

Ein mehrmaliger Glockenschlag auf dem Schiffe erklang, und die drei sahen, wie die Flagge langsam eingezogen wurde. Die Straßenlaternen waren unterdessen angezündet worden, die Dämmerung hatte stark zugenommen. Über dem Tor zum Eingang des ‚Lusitania'-Anlegeplatzes waren auch die dort hängenden fünf großen elektrischen Bogenlampen aufgeflammt, das Tor selbst aber wieder geschlossen worden. Die drei Deutschen gingen langsam weiter, während sie über die ungeheure Länge des Riesenschiffes ihre Betrachtungen anstellten, die nach Hannsens Worten zweihundertdreiunddreißig Meter betrug. Sie gingen die große Uferstraße des Hudson entlang bis zu dem Anlegeplatz der holländischen Dampferlinien, wo sich Steinberg in einem noch geöffneten Bureau über die Abfahrt des nächsten Schiffes nach Europa erkundigte. Die drei Freunde aßen dann noch gemeinschaftlich ihr Abendbrot in einer der besseren Bierwirtschaften dieser Gegend. Es war nach zehn

Uhr, als sie aufbrachen. Die Matrosen mußten an Bord ihres Dampfers zurück. Steinberg entschloß sich, sie bis zum Fährboot zu begleiten. Die Wirtschaft, in der sie gegessen hatten, lag in einer der Querstraßen der Uferstraße, an welcher die großen Dampferlinien ihre Anlegeplätze hatten. Es fiel ihnen auf, daß zu so später Stunde hier noch großer Verkehr war. Große Lastautos fuhren an ihnen vorüber, ebenso bemerkten sie noch hochbeladene Wagen, die langsam die Straße entlangkamen. Das lebhafte Treiben zu so später Nachtstunde interessierte sie, und sie bogen wieder in die Uferstraße ein, um auf dieser zum Abfahrtsplatz ihres Fährbootes zu gelangen. Es fiel ihnen schon von weitem auf, daß der lebhafte Wagenverkehr an einem Punkte der Straße aufhörte. Es brannten auf der Straße nur die Laternen, und in ihrem Schein bemerkten sie, wie die gesamten Wagen in ein großes Tor einlenkten. Als sie näher kamen, sahen sie, daß es der Halteplatz der ‚Lusitania' war, wohin die Lastautos und Wagen einfuhren. Die großen Bogenlampen über dem Tor waren jetzt ausgelöscht. Aber innen im Vorhof des Halteplatzes herrschte trotz der späten Stunde noch allergrößte Tätigkeit. Eine große Anzahl Arbeiter war beschäftigt, die ankommenden Lastautos und Wagen zu entladen und die Lasten dann sofort weiter in das Innere der ‚Lusitania' zu schaffen. Die drei Deutschen stellten sich in den Schatten des Zaunes und beobachteten von dort aus die lebhafte Nachtarbeit.

„Fährt denn die ‚Lusitania' schon morgen ab, daß die hier in der Nacht noch die letzte Fracht laden müssen?" fragte Hannsen seinen Kameraden.

„So viel ich weiß, ist sie erst in vier Tagen zur Abfahrt bestimmt", antwortete ihm dieser.

In diesem Augenblick hob der Krahn von einem großen Auto eine Last, welche durch ihre schmale, längliche Form

auffiel. Die Arbeiter traten zur Seite, und der Krahn begann sich langsam nach dem Schiff hin zu drehen. Durch irgendeinen unglücklichen Zufall gab in diesem Augenblick die eiserne Schlinge etwas nach, und die Last stürzte aus beträchtlicher Höhe auf das Steinpflaster. Durch das Aufschlagen derselben auf den Steindamm wurde ihre Holzverkleidung an einigen Stellen brüchig; nur an der spitzen Seite, die nach der Straße zeigte, brach das Holz auseinander. Der Damm war durch die großen Lampen des Lastautos so hell erleuchtet, daß man die Bruchstelle der Holzverschalung genau erkennen konnte. Aus derselben sah man den schlanken Hals eines Kanonenrohres herausragen, dessen Mündung im hellen Licht der Laterne erglänzte. Die drei Deutschen waren unwillkürlich nähergetreten, um sich den durch den schweren Sturz verursachten Schaden anzusehen. Deutlich sahen sie vor sich die Mündung des Kanonenrohres. Ehe sie aber noch eine Bemerkung über das Gesehene austauschen konnten, wurde auf einen Befehl des Offiziers der ‚Lusitania', der die Aufsicht über die Arbeit führte, die gestürzte Last von zahlreichen Arbeitern umringt, so daß nichts mehr zu sehen war. Ein Wärter trat auf die Deutschen zu und ersuchte sie, den Vorplatz zu verlassen, da der Eintritt verboten sei, und außerdem die Tore geschlossen werden müßten. Die drei entfernten sich. Das Tor wurde geschlossen.

Auf der Straße erst fand Steinberg Gelegenheit, zu seinen Begleitern über das Vorgefallene zu reden.

„Da habe ich nun mit eigenen Augen gesehen, was ich bisher nur aus den Zeitungen erfahren, und was mich schon oft empört hat. Das ist amerikanische Neutralität! Wie viele solcher Ladungen von Waffen und Munition mögen von hier schon abgegangen sein, um drüben in der Alten Welt Mord und Tod in die Reihen der deutschen Soldaten zu schleudern."

„Ja," fiel Hannsen grimmig ein, „und dazu benutzen sie keine englischen Kriegsschiffe, um diese militärischen Lasten zu befördern, sondern Personendampfer."

„Hannsen, du vergißt, daß die ‚Lusitania' englischer Hilfskreuzer ist, wie unser Lloyddampfer es geworden wäre, so wie es der ‚Kronprinz', der ‚Eitel-Friedrich', der ‚Kaiser Wilhelm der Große' waren, den der vornehme Beschützer des neutralen Belgiens im neutralen spanischen Hafen zusammenschoß, wenn wir nach Kriegsausbruch noch von hier fortgekonnt hätten, ohne der auf uns vor dem Hafen lauernden englischen Flotte in die Hände zu fallen."

„Du hast recht, Franz, daran dachte ich nicht."

„Seit wann ist denn aber ein Hilfskreuzer ein Passagierdampfer für Europareisende?" fiel Steinberg ein.

Die beiden Matrosen sahen ihn verblüfft und ungläubig an.

„Ja, ja," fuhr Steinberg fort, „wie ich euch sage. Die ‚Lusitania' ist Passagierdampfer für Europareisende. Mein bisheriger Chef Frohmann, bei dem ich heute nachmittag meine Entlassung genommen habe, um zur Armee nach Deutschland abreisen zu können, fährt in drei bis vier Tagen auf der ‚Lusitania' nach England, das weiß ich von ihm selbst."

„Na, dann gnade Gott ihm und seinen Mitreisenden, wenn die ‚Lusitania' einem deutschen Unterseeboot in die Hände fällt", bemerkte Hannsen.

„Jawohl, gnade Gott ihm und allen Mitreisenden. Wahrhaftig, die ‚Lusitania' ist unter diesen Verhältnissen kein Passagierdampfer mehr, sondern ein schwimmender Sarg. Und Schande über die, welche ihre eigenen Mitbürger solchen Gefahren preisgeben, wo sie es doch wissen müssen, wie und auf welche Weise amerikanische Munition von hier nach Europa kommt. Aber die Herren Amerikaner

verlassen sich wahrscheinlich darauf, daß die ‚Lusitania' eines der schnellsten Schiffe der Engländer ist, das mit seiner Fünfundzwanzig-Knoten-Fahrt bisher allen Anschlägen der Deutschen entwischt ist."

Sie waren unterdessen an dem Anlegeplatz des Fährbootes angelangt, das die beiden Matrosen zu ihrem Schiff zurückbringen sollte, dessen Umrisse sie jenseits des Flusses in der hellen Mondnacht liegen sahen. Sie lehnten sich an das Geländer und sahen auf das Wasser. Dort fuhr in diesem Augenblick ein schmales, ganz niedriges, ziemlich langgestrecktes Boot vorbei, das wenig über das Wasser hinausragte. Es führte die amerikanische Kriegsflagge. Fast lautlos glitt es vorbei.

„Kinder, seht, ein amerikanisches Unterseeboot", rief Hannsen seinen Begleitern zu.

Interessiert verfolgten diese den Lauf des Bootes.

In der Stille der Nacht drangen jetzt deutlich von einem der am anderen Ufer des Hudsonflusses liegenden deutschen Dampfer die Klänge einer Ziehharmonika herüber. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", klang es sehnsüchtig durch die Nacht.

„Das ist der Schulz, das musikalische Talent unserer Mannschaft, der sich mit seiner geliebten Musik die langweiligen Nachtstunden um die Ohren schlägt. Jetzt muß erst um elf Uhr Ruhe an Bord sein."

„‚In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn', das möchte man den Amerikanern wünschen, die in wenigen Tagen mit der ‚Lusitania' ihre Heimat verlassen. Ja, schnell, sehr schnell mag wohl die ‚Lusitania' sein, aber ein deutscher Torpedo kann noch schneller sein", sprach leise Steinberg vor sich hin.

Nachdenklich sahen ihn die beiden Matrosen an. Das sich dem Ufer nähernde Fährboot hielt sie ab, weiter auf

die Worte ihres Freundes einzugehen. Gleich darauf legte das Boot an. Die drei trennten sich nach besonders herzlichem Lebewohl, denn sie wußten nicht, ob sie sich vor Steinbergs Abreise nach Deutschland noch einmal wiedersehen würden.

Steinberg ging langsam die Uferstraße des Hudson entlang, von ferne klang nur noch leise hinüber „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn."

4.

Das Abschiedsessen, das Alfred Vanderbilt vor seiner Abreise nach Europa seinen intimsten Freunden gab, fand im Waldorf-Astoria-Hotel statt. Es war dazu der Ecksalon in den Parterreräumen bestimmt worden, der groß genug war, um eine Tafel von zwölf Personen dort aufzustellen, aber doch nicht allzu groß, um den Eindruck des intimen Charakters dem Festessen nehmen zu können, auch nicht zu klein, um den Eindruck des Beengten hervorzurufen. In der Mitte des Salons stand die mit wundervollen Blumen geschmückte Tafel, auf der das Prunkservice des Hotels unter dem strahlenden Licht des großen Kronleuchters in überladener Pracht erglänzte. Kleine Fontänen ließen in den Ecken des Salons unter zierlichen elektrischen Leuchtern ihr klares Wasser in kunstvolle Marmorbecken fließen, die eine angenehme Kühle in dem Raum verbreiteten. Chrysanthemumbeete schlossen die Springbrunnen ein. Schwer vergoldete Stühle umgaben den Tisch. Das neben dem Ecksalon liegende Rauchzimmer war von dem Speisesaal durch einen japanischen Perlenvorhang getrennt. Durch ihn sah man in ein dunkel gehaltenes Zimmer, welchem zwei große Ampeln mit grünen Kristallgläsern ein gedämpftes Licht gaben. Vor der Tür des Rauchzimmers, die in den anstoßenden Salon führte, hing ein großer, wertvoller Gobelin, hinter welchem das kleine Orchester von fünf Mann untergebracht war, das aus den ersten Musikern des Metropolitan-Opernhauses bestand.

Die Uhr zeigte nachmittag einhalb fünf. Für fünf Uhr war Beginn des Essens festgesetzt. Der Hoteldirektor ging mit seinem Oberkellner und den sechs zum Bedienen bestimmten Kellnern noch einmal die Festräume durch und unterzog alles einer peinlich scharfen Prüfung. Über die Arrangements im Speisezimmer äußerte er sich anerkennend. Im Rauchsalon ließ er in den Kamin noch einige Scheite Holz hineinlegen, ordnete auch an, Fichtennadelduft in den Zimmern zu zerstäuben. In der Damengarderobe wies er den drei Kammerzofen, die hier auf die Gäste warteten, an, noch mehrere kleinere Handspiegel aufzulegen und kleine elektrische Tischlampen hinzustellen. Dann eilte er ins Vestibül, um die Gesellschaft zu erwarten. Im Musikzimmer wurden bereits die Geigen gestimmt. Es dauerte nicht lange, als ein Glockenzeichen aus der Portierloge in das Ankleidezimmer hinauf die Ankunft der Gäste ankündigte. Als Erste erschienen Mr. Vanderbilt und Frau, die Gastgeber der Abschiedsfeier.

Mrs. Vanderbilt, in schwerem, hellgrünem Damastkleid mit wertvollster Silberstickerei, in den blonden Haaren ein Reif von schwarzen Diamanten, warf nur einen flüchtigen Blick in den Spiegel und folgte eilig ihrem Mann in den Empfangssalon. Dieser stand in Gedanken versunken.

Mrs. Vanderbilt, der man eine starke Erregung anmerkte, wandte sich zu ihrem Gatten, ohne ihm ihre Aufregung verbergen zu können. „Alfred, du willst wirklich das anonyme Telegramm, das du heute erhalten, und das dich vor der Reise mit der ‚Lusitania‘ warnt, unbeachtet lassen?“

„Aber natürlich“, antwortete er.

Ängstlich besorgt sah Mrs. Vanderbilt ihren Gatten an und wollte ihm widersprechen, als aus dem Vorzimmer lachende Stimmen die Ankunft der ersten Gäste ankündigten. Der Empfangssalonboy ließ Miß Gould und Mr. Hearst eintreten, während ein von unten herauf tönendes Auto-

signal die Ankunft neuer Gäste anzeigte, die dann auch bald darauf auf dem Treppenflur, vom Hoteldirektor geführt, sichtbar wurden. Es waren Mr. Weber und seine Frau und Mr. und Mrs. William Hodges. Die Begrüßung der Neuangekommenen im Empfangssalon war noch nicht beendigt, als Lady Allan, eine Freundin von Mrs. Vanderbilt, gemeldet wurde, welcher der Theaterdirektor Charles Frohmann folgte.

„Hallo, Mr. Frohmann," begrüßte diesen Mrs. Vanderbilt, „stimmt es, was heute morgen der New-Yorker Herald meldet, daß Sie Miß Warfield mit nach Europa nehmen, um diese dem englischen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen?"

„O no, Mrs. Vanderbilt, der New-Yorker Herald hat das nicht richtig gemeldet. Ich nehme Miß Warfield nicht mit, sondern diese fährt zufällig, wie ich, mit der ‚Lusitania' nach England, sie will dann allerdings für einige Wochen sich freiwillig dem Roten Kreuz in Belgien zur Verfügung stellen. Ich kann natürlich über Miß Warfield nur bestimmen, so lange sie bei mir engagiert ist, und ihr Winterengagement ist ja jetzt zu Ende."

„Mr. Frohmann," fiel Mr. Weber lachend ein, „Sie sind als so ausgezeichneter Manager bekannt, daß ich mich gar nicht wundern würde, wenn Sie Miß Warfield dort drüben noch in einen Schützengraben managern würden. Sie gehören doch zu denen, für die es keine geschäftlichen Hindernisse gibt."

Geschmeichelt verbeugte sich Mr. Frohmann, und während er die einzelnen Herrschaften begrüßte, berechnete er, daß der gute Gedanke seines weiblichen Stars geschäftlich sich allerdings noch mehr ausnutzen lassen würde. Zunächst war er zur Reklame ja geradezu glänzend geeignet. Die Notiz des New-Yorker Heralds, die Frohmann selbst nicht dem Blatt geschickt, mußte von Miß Warfield veranlaßt

sein. Aber er, Frohmann, konnte vortrefflich die Gelegenheit benutzen, um eine Richtigstellung der Zeitungsnotiz zu bringen. Die später weit auszubauende Reklame, die Miß Warfields nicht üble Idee verdiente, wurde auf diese Weise schon jetzt sehr gut vorbereitet. Das Interesse der sensationslüsternen Kreise der New-Yorker Gesellschaft war schon wachgerufen. Der Beweis: Mrs. Vanderbilts Anfrage. Mr. Frohmann war zufrieden mit dem Anfang.

In diesem Augenblick wurde Mr. Mac Clellan gemeldet, dem der Gastgeber zur Begrüßung entgegenging. Mac Clellan war New-Yorks ehemaliger Bürgermeister, der bei der letzten Wahl nicht wieder gewählt worden, dessen Karriere aber keineswegs abgeschlossen war. Er gehörte zu den Führern der demokratischen Partei, und allgemein hielt man ihn, obwohl er noch in verhältnismäßig jungen Jahren stand, für einen der Nachfolger Roosevelts auf dem Gouverneurposten des Staates New-York, von dem einst auch Roosevelt bekanntlich zum Präsidentensessel der Vereinigten Staaten emporgestiegen war.

Die Türen zum Speisesalon öffneten sich, das unsichtbare Orchester stimmte den Sternenbannermarsch an, und die Gesellschaft nahm unter Lachen und Scherzen ihre Plätze ein. Mrs. Vanderbilt wurde von Mac Clellan zu Tisch geführt, während Vanderbilt selbst seinen Arm Miß Gould reichte. Lady Allan saß, als Tischdame Mr. Hearsts, dem Gastgeber gegenüber, die anderen Gäste gruppierten sich zwanglos um die Tafel.

Nach der Suppe verließen auf einen Wink Mr. Vanderbilts die bedienenden Kellner das Speisezimmer. Vanderbilt erhob sich und bewillkommnete mit wenigen Worten seine Gäste:

„Meine Damen und Herren, ich will mich zwar nur für wenige Wochen von meiner Frau und meinen Freunden trennen, aber Sie wissen, daß es bei uns Amerikanern ein

alter und hübscher Brauch ist, bevor wir in die Alte Welt reisen, noch einmal mit unseren Freunden fröhlich zu sein. Also, ich rufe Ihnen ein ‚good by' zu."

Er trank sein Glas aus und gab durch ein Glockenzeichen den Auftrag, das Diner fortzusetzen. Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein.

Mrs. Vanderbilt war nicht unbefangen fröhlich, sie schien zerstreut, nervös, und mehr als einmal sah sie ihren Gatten besorgt an. Mr. Hearst war der erregte Blick von Mrs. Vanderbilt aufgefallen, und er machte seine Tischdame, Lady Allan, darauf aufmerksam. Diese wandte sich an Mrs. Vanderbilt mit der Frage, ob ihr heute irgend etwas Unangenehmes zugestoßen sei.

„O nein," erwiderte diese lachend, „es ist vielleicht nichts als übertriebene Ängstlichkeit, aber schließlich sind wir Frauen im freien Amerika auch nur Gattinnen und Mütter, die sich um Mann und Kind sorgen können. Ich glaube bestimmt, daß meine Unruhe völlig grundlos ist, es ist auch nur Nervosität, die mich einen Augenblick verstimmt sein ließ."

Mr. Vanderbilt hatte die Worte seiner Frau gehört und rief lachend zu Mr. Hearst hinüber:

„Ja, was glauben Sie, was ich erhalten habe, Mr. Hearst, ehe wir hierher fuhren?"

Fragend sah ihn dieser an. Vanderbilt nahm aus seiner Fracktasche ein Telegramm und reichte es Hearst. Am Tisch war man allgemein aufmerksam geworden. Hearst las und erstaunte. Ironisch lachend forderte Vanderbilt ihn auf, das Telegramm laut vorzulesen. In diesem stand:

„Mr. Alfred Vanderbilt. New-York 5 Avenue. Ich erfahre aus zuverlässiger Quelle, daß die ‚Lusitania' torpediert werden soll. Sie tun gut, auf den von Ihnen belegten Platz zu verzichten."

Lautlose Stille herrschte. Im Nebenzimmer setzte jetzt ein

Geigensolo ein, das in zitternden klagenden Tönen leise herüberklang.

Ein lautes Auflachen unterbrach die Stille:

„Well, der Scherz ist gut; und der Absender?" fragte Mr. Weber.

Höhnisch lächelnd entgegnete ihm Vanderbilt:

„Der Absender? Ja, Mr. Weber, glauben Sie, daß der tapfere Absender dieses Telegramms den Mut hätte, für seine albernen Ratschläge einzutreten? Natürlich anonym."

Lachend fiel Mr. Frohmann ein:

„Ja, ich würde auch nicht das Risiko übernehmen, der Cunard-Line-Direktion gegenüber diesen Unsinn zu vertreten. Ich möchte die Schadenersatzsumme erhalten, welche im Ernstfalle die Cunard-Line, der ja die ‚Lusitania' gehört, für diese skandalöse Geschäftsschädigung zu fordern berechtigt wäre."

„Es ist vielleicht ein Einschüchterungsversuch, — nichts weiter", fiel Hearst ein.

Der Oberkellner, der das Telegramm mit angehört, hatte dem Boy einen Auftrag gegeben, und dieser brachte jetzt ein Blatt der New-Yorker Staatszeitung, das der Oberkellner Mr. Hearst überreichte, mit der Bitte um Entschuldigung, daß er es wage, sich direkt an ihn zu wenden. Aber er habe vor kaum einer halben Stunde in der New-Yorker Staatszeitung eine an auffallender Stelle gedruckte Annonce gelesen, welche die Abfahrt der „Lusitania" beträfe, und die im Zusammenhange mit der soeben verlesenen Depesche zu stehen scheine.

Mr. Hearst warf einen kurzen Blick auf die Überschrift der vorgelegten Zeitungsannonce und fuhr erregt auf: „Nanu, was ist denn das?"

„Bitte lesen", klang es von allen Seiten.

„Hearst entsprach dem allgemeinen Wunsch.

„Bekanntmachung:

Reisende, welche die Absicht haben, eine Seereise auf dem Atlantischen Ozean anzutreten, werden daran erinnert, daß sich Deutschland und seine Bundesgenossen im Kriegszustand mit Großbritannien und dessen Bundesgenossen befinden. Die Kriegszone schließt alle Gewässer rings um die britischen Inseln ein, und es wird hiermit offiziell bekanntgegeben, daß alle Dampfer, welche die englische Flagge oder die von Englands Bundesgenossen tragen, der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt sind, so daß Reisende, die sich in diese Kriegszone auf englischen Schiffen oder solchen seiner Bundesgenossen begeben, dies auf eigne Gefahr tun.

Kaiserlich Deutsche Botschaft.

Washington, 22. April 1915."

Entrüstet fuhr Mr. Vanderbilt auf, während er sein Weinglas scharf auf den Tisch setzte, so daß es zersprang.

„Meiner Meinung nach muß die deutsche Regierung den Verstand verloren haben, wenn sie glaubt, durch solche Drohungen die Welt einschüchtern zu können."

Mit kalter Ironie fiel ihm Mac Clellan ins Wort:

„Und findet die deutsche Marine nicht andere Gelegenheiten sich zu betätigen, als mit Angriffen auf harmlose Reisende aus neutralen Ländern zu drohen?"

„O yes," rief ihm lachend Mr. Vanderbilt zu, „aber es ist eine Marine, die zu Hause bleibt und nicht wagt, der englischen Flotte, sozusagen, über den Weg zu gehen. Nun gut, es mag ja ein Unterseebootangriff im Atlantischen Ozean in Erwägung gezogen sein, aber ich denke, dagegen kann man sich schützen."

„Sehr richtig, und ist Englands Flotte nicht da? Wird diese es dulden, daß seine stolze ‚Lusitania' von dieser Pest

der Meere, den deutschen Unterseeboothornissen, auch nur belästigt wird?"

„All right, Mr. Hearst, recht haben Sie. Wir haben alle Vertrauen zu Old Englands Flotte. Noch ist ja wohl Rule Britannia auf den Weltmeeren nicht verschwunden?"

„O no, Mac Clellan," rief ihm Hearst zu, „aber wohl ist die schwarzweißrote Flagge verschwunden, oder hat irgend jemand von unserer Gesellschaft von neuerlichen Heldentaten der deutschen Flotte gehört?"

Und lachend stießen der amerikanische Politiker und der allmächtige Zeitungsbesitzer ihre Gläser an.

„Sie sehen also, Mrs. Vanderbilt, Ihre kleine Sorge wegen der Europareise Ihres Herrn Gemahls ist wirklich völlig grundlos", wandte sich nun Mac Clellan zu seiner Tischnachbarin, die mit größter Spannung alles verfolgt hatte.

„Aber meinen Sie nicht, Mr. Mac Clellan, daß mein Mann bei der Direktion der Cunard-Line wenigstens eine Abänderung in dem Fahrplan der ‚Lusitania' für ihre nächste Reise nach Liverpool veranlassen sollte?"

„O no, Mrs. Vanderbilt, ich kann nicht einsehen, warum das nötig sein sollte. Schließlich ist doch die britische Kauffahrteischiffahrt ein sehr großer Konzern, und es ist schon etwas mehr als eine bloße Drohung notwendig, um britische Nerven zu erschüttern."

„Aber liebes Kind," beruhigte Vanderbilt seine Frau, „wir können uns darauf verlassen, daß die britische Admiralität sicher bereit ist, einen jeden derartigen Versuch von deutscher Seite in die Schranken zu weisen."

„Jawohl", unterstützte Hearst seinen Freund Vanderbilt: „England beherrscht die See, und kein deutscher Einschüchterungsversuch kann Englands Herrschaft auf dem Ozean wanken machen, solange auch dieser europäische Krieg dauert. Mit Nadelstichen kann Deutschland England

verfolgen, aber es ist nicht stark genug, um irgendeinen großen Schlag zur See führen zu können."

„Glauben Sie denn, Mrs. Vanderbilt, selbst wenn irgend solch ein deutsches Unterseeboot es wagen sollte, die ‚Lusitania' anzugreifen, daß Amerika das stillschweigend dulden würde?" fiel hier Mac Clellan ein.

„Dann kann es aber zu spät sein", bemerkte ängstlich Mrs. Hodges. „Was haben die Verunglückten davon, wenn Amerika einschreitet, erst nachdem ein Unglück eventuell geschehen?"

„Deutschland wird es nicht wagen, amerikanische Bürger in Gefahr zu bringen. Weshalb war der deutsche Botschafter Bernstorff bei unserm Staatssekretär Bryan, weshalb ist Bernstorff andauernd bemüht, zwischen Berlin und Washington ernsthafte Verstimmungen fernzuhalten?"

„Vergessen Sie nicht," unterbrach Vanderbilt den Redner, „daß unsere Freunde jenseits des Ozeans von Amerika alles das beziehen, was sie zur Fortführung des Krieges gegen Deutschland brauchen. Und", fügte er lachend hinzu, „da dürfte Herr von Bernstorff ja allerdings wohl Gründe genug finden, um mit unserm Staatssekretär eifrig amtlich verkehren zu müssen. Ob diese Verhandlungen einen praktischen Wert haben, steht freilich auf einem anderen Blatt."

„Aber, meine Herren, vergessen Sie nicht," ließ sich jetzt auch Mr. Frohmann vernehmen, „diesen damned Deutschen, ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Damen, ist allerdings viel zuzutrauen. Ich weiß bestimmt von Fabrikanten, mit denen ich geschäftlich zu tun habe, und die in ihrem Betrieb auch Armeelieferungen eingeführt, daß verschiedene heimliche Versuche gemacht worden sind, Strikes zu provozieren, um die Munitionslieferungen zu verzögern respektive ganz zu hintertreiben."

„Mr. Frohmann hat recht," stimmte Mac Clellan zu, „es ist bekannt, daß Agenten, die in deutschem oder österreichi=

schem Solde stehen, selbst in Kalifornien unter den Munitions-Fabrikarbeitern gewühlt haben. Der deutsche Militärattaché, ein Herr von Papen, soll sogar in die kalifornische Angelegenheit auf das unangenehmste verwickelt sein. Ich hörte in amtlichen Kreisen, daß man in Washington möglicherweise daran denken müsse, Deutschland den Wunsch zu übermitteln, daß dieser Wühler und Hetzer von Papen abberufen wird."

„Ich wundere mich schon lange, daß dieser deutschen Wühlarbeit nicht längst ein Ende gemacht worden ist", bemerkte Alfred Vanderbilt.

Miß Gould unterbrach jetzt das Gespräch.

„O, meine Herren, bitte, bitte hören Sie nun ein Weilchen auf, von dieser leidigen Politik zu reden. Zu einem Fest sind wir von Mrs. und Mr. Vanderbilt eingeladen, zu einem Fest, das heißt, fröhlich sollen wir sein. Und nun müssen wir von Germany und deutschen Botschaftern und Attachés hören. Uns Damen interessiert das wirklich gar nicht, nicht wahr, meine Damen?" wandte sie sich an diese, welche ihr alle lebhaft zustimmten.

„Wie recht hat Miß Gould," ließ sich Mr. Frohmann hören, „Ladys und Gentlemen, beweisen wir sofort, daß wir Amerikaner auch in der Galanterie den Deutschen weit voraus sind, indem wir uns augenblicklich den Wünschen unserer Damen gehorsamst unterordnen. Das kann der Deutsche sicher nicht, dazu ist er zu plump und ungeschickt."

Mr. Vanderbilt klopfte an sein Glas, stand auf und sprach:

„Ladys und Gentlemen, unsere sehr verehrte Miß Gould hat recht. Zu einem Fest haben wir Sie gebeten, das heißt zum fröhlichen Zusammensein. Ich weiß, daß Sie alle gern unsere Gäste sind, und daß es Sie aufrichtig freut, mir und meiner Frau dadurch eine Freude zu bereiten, indem Sie

unserer Einladung Folge geleistet haben. Ich trinke auf das Wohl meiner sehr verehrten Gäste, und ich rufe Ihnen bei diesem Abschied für sechs Wochen, denn länger gedenke ich nicht in Europa zu bleiben, ein frohes ‚Auf Wiedersehen' zu."

Die Anwesenden tranken ihren Gastgebern zu.

Mr. Hearst erhob sich: „Ich bitte um Entschuldigung, ich möchte unserer liebenswürdigen Mrs. Vanderbilt hier noch herzlichst und feierlichst versichern, daß ich ihr verspreche, unserem hochverehrten Mr. Vanderbilt ein treuer Reisegefährte sein zu wollen, wenn uns die stolze ‚Lusitania' sicher nach Englands Küsten trägt, und wenige Wochen danach wieder in unsere Heimat, unser schönes Amerika, zurückbringt. Wir Reisende aus dem Lande des Sternenbanners werden unter der stolzen Flagge des britischen Weltreiches so sicher die Meere durchfahren, wie in den friedlichsten, nun schon fast sagenhaft weit hinter uns zurückliegenden Zeiten. Also, Mrs. Vanderbilt, nicht wahr, nach allem, was Sie gehört, sind Sie nun fest überzeugt, daß Ihr Herr Gemahl gerade so, wie Mr. Frohmann und ich, absolut sicher und ohne die geringste Gefahr unsere Englandsreise auf der ‚Lusitania' antreten werden, und daß wir auch ebenso ungefährdet zurückkommen werden, vorausgesetzt, daß nicht irgendein Taifun oder ein Eisberg unser Schiff mit uns allen auf den Meeresgrund schickt. Andere Gefahren erwarten uns nicht."

Beruhigt trank Mrs. Vanderbilt dem Redner freundlich dankend zu.

Auf ihren Wunsch mußte die Kapelle den amerikanischen Yankee-doodle und gleich darauf die englische Nationalhymne spielen. Kleine amerikanische Flaggen wurden vor jeden der Gäste auf den Tisch gestellt. Den Europafahrern wurden als Erinnerung an das heutige Abschiedsessen kleine silberne Modelle der ‚Lusitania', geschmückt mit den eng-

lischen Farben, überreicht, für die Damen gefüllt mit wundervollen Blumen, für die Herren mit Zigarren und Zigaretten.

Mrs. Vanderbilt forderte alle diejenigen ihrer Gäste auf, die, wie sie selbst, nicht mit nach Europa reisten, sondern in Amerika zurückblieben, zu der Abfahrt ihres Mannes an Bord der ‚Lusitania' zu kommen, um dort noch einmal auf eine glückliche Rückkehr der Europareisenden ein Glas Sekt zu leeren. Bereitwilligst wurde die Einladung angenommen.

5.

Fröhlich lachend gingen drei junge Männer, die Hüte mit schwarzweißroten Rosetten geschmückt, im Knopfloch ihrer einfachen Jackettanzüge schwarzweißrote Bändchen, die 14. Straße in New-York entlang. Mancher der Vorübergehenden blieb stehen und sah ihnen erstaunt nach. Die drei jungen Burschen kümmerten sich nicht darum. Bestimmt verfolgten sie ihren Weg.

„Können Sie mir sagen, was der Rosettenschmuck dieser drei jungen Männer bedeutet?" fragte eine Dame ihren Begleiter, als sie den jungen Leuten begegneten.

„No, Mrs. Hardy, das weiß ich nicht."

Die drei traten jetzt an eines der großen Schaufenster heran, in dem die neuesten Bilder vom Tage und die letzten Telegramme der Deutschen New-Yorker Staatszeitung ausgehängt waren. Auch die Dame und ihr Begleiter traten unwillkürlich näher, als sie sahen, daß dort soeben ein neues Telegramm angeschlagen wurde. Sie lasen:

„Heldenfahrt der ‚Ayesha'-Besatzung, Landungskorps des bekannten deutschen Kriegsschiffes ‚Emden'. Die deutschen Matrosen, unter dem deutschen Kapitänleutnant von Mücke, sind in dem arabischen Hafen Lidd angekommen, nachdem es ihnen gelungen, zum zweiten Male den englisch-französischen Bewachungsstreitkräften zu entgehen und den dreihundert Meilen langen Seeweg von Hodeida nach Lidd unbemerkt vom Feinde zurückzulegen. Auf dem Weitermarsch zu Lande wurden sie von Arabern angegriffen.

Araber wurden von der deutschen Heldenschar in hartem dreitägigen Kampfe abgeschlagen."

Englisch und deutsch wurde dieses Telegramm veröffentlicht.

„Mensch, Stadler, siehst du, bis Arabien sind die durchgekommen, mitten durch die Engländer und die Franzosen, einfach quer durch den ganzen Ozean, das machen wir auch."

„Jawohl, Richter, m. w., machen wir. Kinders, seid fidel, in drei Wochen machen wir mit da drüben. Wenn wir erst in Rotterdam sind, gehe ich direkt gegen die englischen Brüder."

„O," flüsterte Mrs. Hardy leise ihrem Begleiter zu, „Deutsche."

„Diesen damned Germans glückt auch alles", ließ sich ein breiter, stämmiger Amerikaner hören, die kurze englische Pfeife im Munde. Wütend spuckte er aus. Die drei Deutschen hörten die Worte des Amerikaners, sahen ihn lachend an, und alle stimmten zugleich an:

„Hoch weht die Fahne schwarzweißrot
an unseres Schiffes Mast,
dem Feinde Weh, der sie bedroht,
der diese Farbe haßt"

und singend zogen die drei weiter ihres Weges, während ihnen der breitspurige Amerikaner verdutzt nachsah.

„Wundervoll, diese Keckheit", entfuhr es Mrs. Hardy.

„Keckheit, Mistreß, nennen Sie es? Ein Skandal ist es, daß man hier im neutralen Amerika noch nicht einmal auf der Straße vor der Frechheit dieser Deutschen sicher ist", und vor sich hinbrummend ging der Amerikaner weiter, während Mrs. Hardy mit ihrem Begleiter erstaunt über die grobe Anrede des ihnen ganz fremden Mannes ihren Weg fortsetzte.

Die drei jungen Leute waren unterdessen die 14. Straße bis zur 1. Avenue hinuntergegangen, wo sie an der Ecke vor einem amerikanischen Restaurant stehenblieben.

Einer der drei, Kirschner, forderte seine Kameraden auf, ihn einen Augenblick in das Restaurant zu begleiten, weil er dort einen guten Bekannten, auch einen Deutschen, hätte, dem er gern „Lebewohl" sagen wollte. Sie betraten das Restaurant, dessen Tür ihnen ein Neger öffnete, der die mit den schwarzweißroten Farben geschmückten jungen Männer erstaunt betrachtete.

„Na, Bruder Jonathan," rief ihm Kirschner lachend zu, „how do you do, möchtest du auch so schöne bunte Rosetten haben, was?"

„Nee," fiel ihm Richter ins Wort, „der würde lieber Old Englands, seines geschätzten Freundes, Farben tragen, die würden besser zu seiner Couleur passen."

Noch bevor der Neger antworten konnte, waren sie in das Restaurant, das stark besetzt war, eingetreten. Sie nahmen in einer Ecke Platz und bestellten Bier. Kirschner sah sich nach seinem Bekannten um, der hier als Kellner in Stellung, und im Augenblick beschäftigt war. Kirschner winkte ihm zu. Der Kellner trat an ihn heran, begrüßte ihn freundlich, und als er sein Erstaunen über den Schmuck der drei jungen Männer bemerkte, flüsterte sein Freund ihm zu: „Ja, ja, Kellersperg, jetzt geht's heim nach Deutschland. In fünf Tagen fahren wir mit einem holländischen Dampfer nach Rotterdam. Heute in vier Wochen sind wir drei schon deutsche Soldaten."

Der Kellner antwortete nicht, man sah ihm an, wie erregt er über die Worte des Freundes war, um seine Lippen zuckte es.

„Kellner," klang es vom Büfett her, „an Ihrem ersten Tisch will man bezahlen."

Der Kellner eilte dorthin. Fragend sahen die zwei Deut-

schen ihren Freund Kirschner an, dieser sagte ihnen mit gedämpfter Stimme: „Ich erzähle euch später, wer das ist." Und nachdenklich trank er sein Glas Bier aus. Bald darauf kam der Kellner an ihren Tisch zurück und gab Kirschner schnell die Hand: „Also, lieber Kirschner, du weißt, daß ich dir das Allerbeste und Schönste wünsche, dir und allen denen," — wieder zuckte es um seinen Mund — „die da drüben mitkämpfen dürfen. Siehst du den prächtigen Steinberg noch?"

„Natürlich, Kellersperg, wir sind heute nachmittag im deutschen Gesangverein, wo wir Abschied feiern wollen, mit ihm zusammen. Steinberg fährt mit uns."

„Ich weiß es, Kirschner, bitte, bestelle ihm von mir die allerherzlichsten Grüße und sage ihm, daß ich ihm nie vergessen werde, was er —", er drückte dem Freunde die Hand.

„Weiß schon, Kellersperg, weiß schon. Hoffentlich sehen wir uns froh und gesund wieder."

Auch er drückte noch einmal seinem Landsmann herzlich die Hand. Der Kellner entfernte sich, um andere Gäste zu bedienen. Die drei jungen Leute bezahlten ihre Zeche und gingen. Als sie um die Ecke der 1. Avenue bogen, bemerkte Kirschner, wie der Kellner ihnen aus dem großen Fenster des Restaurants wehmütig nachblickte. Er winkte ihm noch herzlich zu und versank dann in Gedanken. Stadler, der dies bemerkt hatte, unterbrach das Schweigen. Er erinnerte ihn daran, daß er ihnen noch die Aufklärung über Kellersperg schuldig sei.

„Ach ja, — ich habe vorhin absichtlich euch nicht mit ihm bekannt gemacht, weil ich alles vermeide, was ihn irgendwie verletzen könnte. Er hat auch mal bessere Tage gesehen; war drüben in Wien in angesehener Stellung an einer Bank. Leichtlebig, wie die Wiener sind, hat er über seine Verhältnisse gelebt, kam in schlechte Hände, gab mehr

Geld aus, als er einnahm, und mußte eines Tages sein Vaterland verlassen. Es ist schade um ihn, er ist ein im Grunde seines Herzens anständiger Mensch. Jetzt hat er versucht, nach Europa zurückkehren zu dürfen, um als Freiwilliger in die österreichische Armee eintreten zu können, aber alle seine Bemühungen bei seiner Heimatsbehörde waren vergeblich. Eine Rückkehr in die Heimat gibt es für ihn nicht mehr. Ich weiß von Steinberg, durch den ich ihn kennenlernte, daß er schwer darunter leidet, der arme Kerl!"

Die drei bogen jetzt in eine der Querstraßen ein, in welcher das Haus des deutschen Gesangvereins lag.

Schon von ferne sahen sie Männer, Frauen und Kinder diesem zustreben. Auch manches Auto fuhr vor dem stattlichen Hause vor. Sobald sie den großen Lichthof desselben betraten, fühlten sie sich auf heimatlichem deutschem Boden. Deutsche und österreichische Banner hingen an den Wänden herab. Der große Vereinssaal war bereits stark besetzt. Gleich beim Eintreten wurden sie von Steinberg, der sie erwartet hatte, um sie an ihre Plätze zu führen, herzlichst begrüßt. Diese Ehrenplätze für die Freiwilligen, welche sich der Heimat zur Verfügung stellten und in wenigen Tagen nach Deutschland und Österreich abreisen wollten, lagen ganz vorn zu Füßen des Podiums. Über diesen Sitzen schwebten zwei große Flaggen in den deutschen schwarzweißroten und in Österreichs schwarzgelben Farben. Die Emporen waren geschmückt mit ungarischen und türkischen Fahnen. Die Büsten Kaiser Wilhelms II. und Kaiser Franz Josephs standen erhöht auf beiden Seiten des Podiums, umgeben von hohen Lorbeerbäumen. Über den Büsten waren der Hohenzollernadler und Habsburger Kaiseradler angebracht, die aus Hunderten von strahlenden elektrischen Glühlampen zusammengestellt waren. Aber auch die großen Begründer des neuerstandenen Deutschen Reiches waren

nicht vergessen. Die Marmorbüsten Kaiser Wilhelms I., Kaiser Friedrichs, Moltkes, Bismarcks zierten die Emporen. Ihnen gegenüber sah man die Büsten von Amerikas größten Männern: Washingtons, Lincolns und Jeffersons. Auch eine Büste des preußischen Generals von Steuben, der unter Washington für die Freiheit der amerikanischen Staaten von Nordamerika mitgekämpft hatte, war hier aufgestellt. Mit flammenden Lettern leuchteten hoch oben am Plafond Bismarcks unsterbliche Worte:

„Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt."

Neben den Ehrenplätzen der neuen Freiwilligen, die in die alte Heimat zogen, um für das Vaterland in seinem großen Existenzkampfe mitzukämpfen, waren die Sitze für die Witwen und Hinterbliebenen derjenigen Deutschen in Amerika, welche da drüben in der Alten Welt ihre Treue zum Vaterlande bereits mit ihrem Tode besiegelt hatten. Manches vergrämte Frauengesicht sah man dort. Steinberg und Kirschner begrüßten mit ihren Freunden auch Frau Hofmeister, welche Steinberg vor wenigen Tagen mit seinem Freund Hannsen am Ufer des Hudson getroffen hatte. Kirschner benutzte die Gelegenheit, während Stadler und Richter mit Frau Hofmeister sprachen, an Steinberg die Abschiedsgrüße Kellerspergs zu bestellen.

„Armer Kerl," sagte Steinberg, „ich hätte es dem braven Burschen, der so hart gebüßt hat, wohl gegönnt, daß er heute hier hätte sein können, daß er mit uns hätte hinüberfahren können in unsere alte liebe Heimat, um dort mit einzutreten für des Vaterlandes Ehre."

Immer neue Besucher erschienen, alles Deutsche, alle festlich geschmückt, alle in gehobener feierlich-festlicher Stimmung. Ruhige, feste Sicherheit sprach aus den Augen der Männer, welche da gekommen waren, um Abschied zu nehmen von denen ihrer Landsleute, die hinüber wollten in die Alte Welt, um dort vielleicht ihr Leben dem alten

Vaterlande zu opfern. Helle Freude, stolze Begeisterung strahlten aus den Blicken der zukünftigen deutschen Soldaten. Es war kein lautes Lärmen in der großen Menge, die hier zusammengekommen war, nur eine stille Fröhlichkeit, eine Herzlichkeit, als ob diese alle eine große Familie bildeten, die sich gegenseitig nur Liebes und Gutes sagen und tun wollten. Die Weihe eines großen Augenblicks lag über den vielen Hunderten deutscher Männer und Frauen.

Das Reden und Sprechen verstummte, als das Musikorchester mit schmetternden hellen Tönen das „deutsche Flaggenlied" anstimmte, und der Vorstand des Gesangvereins jetzt einen Offizier in deutscher Marineuniform, welchen das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse schmückte, einführte und zum Ehrenplatz geleitete. Da standen sie alle auf, die hier versammelt waren. Unwillkürlich richteten sich ihrer aller Augen auf den Offizier, der an seinem Platz stehenblieb und still vor sich hinsinnend, die Klänge des deutschen Flaggenliedes mit anhörte. Als es verklungen war und alle Teilnehmer der Versammlung sich setzten, flüsterte Steinberg Kirschner, der ihn fragend ansah, zu:

„Das ist der Korvettenkapitän Thierichens vom Hilfskreuzer ‚Prinz Eitel-Friedrich', der jetzt im Hafen von New-Port-News interniert ist, nachdem er den Engländern monatelang entwischt und der englischen Handelsflotte unerhörten Schaden zugefügt hat."

„Ich glaube, der möchte auch mit uns hinüber", meinte Kirschner leise, während seine Augen bewundernd an dem deutschen Offizier hingen, von dem er schon so viel gehört.

Der Präsident des Gesangvereins begrüßte jetzt mit herzlichen Worten die Gäste, besonders herzlich die neuen Freiwilligen, die den Mut hatten, über das Weltmeer hinüber zur alten Heimat zu fahren, obwohl sie befürchten mußten,

daß sie nicht ohne Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen, den deutschen Heimatboden erreichen würden. Er beglückwünschte die angehenden deutschen Soldaten, daß sie bei ihrem Scheiden aus Amerika einen der Offiziere hier begrüßen durften, dessen Heldentaten und ruhmvolle Fahrten den deutschen Namen mit neuem Ruhm bedeckt. Er wünschte ihnen erfolgreiche Überfahrt nach Europa und ruhmvollen Anteil an den siegreichen Kämpfen des deutschen Heeres gegen eine Welt von Feinden, und schloß mit einem Hoch auf den Führer in dem Riesenkampf um Deutschlands Ehre und Zukunft, den Deutschen Kaiser. Ein dreifaches, donnerndes „Hurra" durchbrauste den Raum, stehend sangen alle die deutsche Nationalhymne, und gleich darauf „Deutschland, Deutschland über alles" mit tiefster Empfindung, mit heiligster Begeisterung. Da gaben sich die neuen Freiwilligen mit festem Druck die Hände, da sahen sie hinauf zu den deutschen Farben, die über ihnen hingen, da las man aus ihren Augen den heiligen Entschluß, einzustehen mit Ehre und Leben für diese Farben, damit sie nicht verschwinden sollten von der Erde, damit sie jetzt und immer siegreich und ehrenvoll über die Welt hinwehen sollten. Als das Lied verklungen war, trat ein weißhaariger Greis an die Brüstung des Podiums; es war einer derer, die 1870 auf den Schlachtfeldern Frankreichs das neue Deutsche Reich hatten mit bauen helfen. Er erzählte den jungen zukünftigen Soldaten von seinen Kriegsfahrten unter dem alten Heldenkaiser Wilhelm I., von dessen Einzug in Frankreichs stolze Hauptstadt Paris; er erzählte ihnen auch, wie er dann nach seiner neuen Heimat Amerika ausgewandert, wie wenig damals auf dem Weltmeere die deutsche Flagge zu sehen gewesen, wie sich das im Laufe der Jahre immer mehr geändert; er schilderte ihnen die Zeit, wie der stolze Bremer Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie immer mehr Dampfer unter deutscher

Flagge nach Amerika gesandt, mit welchem Stolze die Deutschen New-Yorks die Riesenanlagen der deutschen Reedereien in Hoboken jenseits des Hudson hätten entstehen sehen, und wie deutscher Fleiß, deutsche Gewissenhaftigkeit das Vertrauen im fremden Weltteil gewannen. — Er sprach die feste Überzeugung aus, daß die deutsche Flagge nach diesem Kriege, der sie von dem Weltmeer aus Neid, Mißgunst und Ärger über die Erfolge deutschen Fleißes verdrängen sollte, noch sieghafter wehen würde als vorher. Und wieder stimmte das Orchester das Flaggenlied an, und stehend sangen es jetzt alle mit, das Lied von der Flagge schwarzweißrot.

Dann löste sich die Versammlung in kleine Gruppen auf, um noch einmal im Freundeskreise gemütliche Stunden deutscher Gastfreundschaft zu verleben, die hier im fremden Lande so herzlich geboten wurde wie daheim in der alten lieben Heimat.

Steinberg suchte seinen alten Freund Hannsen, den er mit verschiedenen seiner deutschen Kameraden in einer Ecke des Saales hatte stehen sehen, auf, und setzte sich mit ihm und den anderen Freunden zu einigen ihm näher bekannten deutschen Familien. Die jungen Kriegsfreiwilligen Stadler und Richter holten sich Vater und Mutter heran, die auch gekommen waren, und bald ging das Fragen hinüber und herüber. Hannsen erinnerte seinen Freund Steinberg an ihren Spaziergang, der sie am Anlegeplatz der „Lusitania" vorbeigeführt hatte, und erzählte ihm, daß er auch gestern wieder beobachtet hätte, wie in der Abendstunde dort große Transportkisten verladen worden wären, bei denen er sich seine besonderen Gedanken gemacht, als er bemerkt habe, mit welcher Vorsicht dieselben behandelt worden wären.

„Wie groß muß das Gewissen dieser englischen Reederei

sein," meinte Steinberg, „die es duldet, daß ein solches Schiff auch Passagiere nach Europa fährt."

„Ja," bemerkte Hannsen, „die ‚Lusitania' hat schon andere Kunststücke fertiggebracht. Bei ihrer letzten Fahrt nach Liverpool soll sie ja unter amerikanischer Flagge das Kriegsgebiet an Englands Küste durchfahren haben."

„Also falsche Flaggen braucht das meerbeherrschende England, um seine Schiffe sicher durch die Meere zu führen?"

„Warum soll es nicht fremde Flaggen benutzen, wenn ganze fremde Völker sich von diesem England in Tod und Verderben hetzen lassen?" warf Hannsen ein.

„Na, Junge, da lobe ich mir doch ein Deutscher zu sein. Sieh dir den Kapitän Thierichens dort an, frage den mal, ob er fremde Flaggen gemißbraucht hat."

„Brauchst du mir, der ich nun fünfzehn Jahre auf deutschen Schiffen fahre, nicht zu sagen, Steinberg. Es ist ein Jammer, daß ich nicht mit euch hinüber kann, daß ich hier vor Anker liegen muß und mich nicht rühren darf."

„Schadet nichts, Hannsen, du hast hier in Amerika deutsches Gut zu schützen, damit auch die Schiffe, die ihr hier bewacht, eines Tages wieder stolz unsere Flagge übers Weltmeer führen können. Ein Jammer ist es nur, daß wir Freiwilligen uns unter holländischer Flagge in die Heimat führen lassen müssen, daß wir uns nicht offen und frei an Englands Küste zeigen dürfen, wenn wir jetzt zurückkehren in die alte Heimat."

„Zeit bringt Rat, Steinberg. Noch ist dieser Krieg nicht zu Ende. Noch weißt du nicht, ob ihr da drüben nicht eines Tages unter eigener Flagge hinüberfahrt zu jenem habgierigen Insellande, dem die Welt dieses namenlose Unglück verdankt, um mit ihm dafür abzurechnen."

Von der Empore des Saales erklang jetzt:

„Weh, daß wir scheiden müssen,
Laß dich noch einmal küssen,
Ich muß an Kaisers Seiten
Ins falsche Welschland reiten,
Fahr wohl, fahr wohl mein trautes Lieb."

In den Augen der Frau Hofmeister schimmerte eine Träne. Steinberg bemerkte es, trat leise zu ihr hin, legte sanft seine Hand auf die ihre und sprach ihr mit freundlichen Worten zu.

„Grete," flüsterte der Freiwillige Nauendorf, welcher in der Nähe saß, seiner jungen Braut, die voll Wehmut ihn ansah, zu: „nicht traurig sein, nein, tapfer und mutig. Das ist kein Abschied zum Weinen, lachend wollen wir uns trennen. Du bist ein deutsches Mädchen; freudig und stolz mußt du den Mann, den deutschen, in die Heimat ziehen lassen, um sie schützen zu helfen gegen Feindes Neid und Habgier. Das ist die Pflicht jedes deutschen Mannes, und deiner wäre ich nicht wert, wenn ich anders denken würde."

„Ja, Robert, zieh froh hinüber und glaube mir, ich bin stolz auf dich, wenn mir auch das Herz schwer ist bei dem Gedanken an unsere Trennung."

Ihre Worte hatte ein altes Mütterchen gehört, das die Hand ihres Sohnes, des Kriegsfreiwilligen Stadler, zärtlich streichelte. „Ja, ja, mein liebes Fräulein, da ist für uns Frauen nichts zu machen, als stillzuhalten und den lieben Gott zu bitten, daß er uns die jungen Soldaten gesund und heil wieder zurückkommen läßt, wir Frauen wollen denen, die uns jetzt verlassen, das Heim schön erhalten, wollen ihnen Gutes und Liebes schreiben, wenn sie da draußen im fernen Europa sind, damit sie gern und froh zu uns zurückkehren."

„Du liebe, gute Mutter, wie tapfer bist du. Vielleicht

hole ich dich nach dem Kriege hinüber, daß du die alte Heimat noch einmal wiedersiehst", fiel Stadler ein, die Mutter an sich ziehend.

„Ach, schön wäre es schon", und mit leuchtenden, in die Ferne schweifenden Augen nickte die alte Frau vor sich hin. „Denn schön ist es in Deutschland", wandte sie sich wieder an das junge Mädchen. „Schön, sehr schön, ja, das können Sie, die Sie hier in dem großen Amerika mit seinem Hasten und Treiben und Jagen aufgewachsen, sich gar nicht vorstellen. Aber erleben Sie einmal einen stillen Sonntagnachmittag, wie ich ihn oft erlebt habe mit meinem Alten im blühenden Gärtchen vor unserem Häuschen, wenn die alten Eichen rauschten, und der wilde Wein leise im Wind spielte, wenn die Kirchenglocken über die Felder hinklangen, und die Abendsonne die Fenster in goldigem Glanze erstrahlen ließ, erleben Sie einmal den Frieden der deutschen Erde, der deutschen Heimat, — dann werden Sie gerne glauben, daß es schön ist in Deutschland."

„Und ich werde sie jetzt wieder sehen, diese Heimat, die ich als kleiner Bub einst mit dir und Vater verließ. Ich darf sie verteidigen. Und du liebe, gute Mutter, ohne auch nur einen Versuch zu machen, mich zurückhalten zu wollen, läßt du mich ziehen. Komm her, Mutter, ich muß dir einen Kuß geben, und wenn es alle hier sehen." Und ehe die alte Frau sich versah, hatte ihr Junge sie herzhaft umfaßt und ihr einen Kuß auf den lieben, alten Mund gegeben, der für ihn immer nur Gutes erbeten, ihren alten Kopf gestreichelt, der für ihn immer nur gedacht, geschafft und gesorgt. Zärtlich wehrte ihn die alte Frau, drückte sanft seine Hand, während ihre Augen ihren Einzigen mit Freude und Stolz anblickten.

Am Nebentisch aber saß schweigend mit großen, leuchtenden Augen das junge Mädchen und drückte stumm ihrem Verlobten die Hand. Und als jetzt die Kriegsfreiwilligen

das alte Lied anstimmten: „Ich hatt' einen Kameraden", da fiel auch sie mit heller, klarer Stimme ein, und mit all den anderen Frauen, die den Sohn, den Gatten, den Bräutigam, den Bruder zur Verteidigung des deutschen Heimatbodens in die Alte Welt hinüberfahren ließen, sang auch sie mit festem Gottvertrauen auf eine glückliche Zukunft:

„Ja, die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-, wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn."

6.

Ein erfrischender, kühlender Wind kam vom Ozean her. Blau lachte der Himmel über dem Hudson, über New-York. Die Sonne überstrahlte in vollstem Glanze die Riesenstadt und den ungeheuren Hafen. Die Bäume und Sträucher hatten sich mit ihrem schönsten grünen Frühlingskleide geschmückt. Überall Sonne, überall neues, frisches Leben, keine Wolke am Himmel.

An einem solchen, selten schönen Frühlingstage lag die „Lusitania" an ihrem Peer in New-York zur Abfahrt nach Europa bereit. Es brauchte nur noch das Gepäck der Kajütenpassagiere erster und zweiter Klasse, welches erst in der letzten Stunde vor der Abfahrt eingeliefert wurde, an Bord genommen zu werden. Die Passagiere der dritten Klasse und des Zwischendeckes waren bereits seit zwei Stunden an Bord und sahen sich von der Spitze des Schiffes aus das Leben und Treiben an Land an.

Leichter Rauch stieg aus den vier mächtigen Schornsteinen des Riesenschiffes zum Himmel. Die Stewards und Stewardessen warteten auf die Passagiere, um diese in die von ihnen belegten Kabinen zu führen. Die nicht im Dienst befindlichen Schiffsoffiziere promenierten auf den Decks, die mit Sonnensegeln überspannt waren, oder hielten sich an Land vor der Anlegebrücke des Schiffes auf.

Hunderte waren gekommen, um die „Lusitania" abfahren zu sehen. Die Musikkapelle wartete die Ankunft der ersten

Kajütenpassagiere ab, um in der letzten Viertelstunde vor der Abfahrt ihre Abschiedsweisen erklingen zu lassen. Blumenverkäuferinnen, Knaben mit kleinen amerikanischen und englischen Flaggen, Zeitungsverkäufer, fliegende Buchhändler boten ihre Waren, Telegraphenboten, Dienstmänner ihre Dienste an. Auch Boten der Heilsarmee fehlten nicht. Policemens sorgten dafür, daß der lebhafte Verkehr keine Störung erlitt und sich alles möglichst glatt abwickelte.

Laut und lebhaft brandete das nie rastende Geschäftsleben New-Yorks von den Straßen bis hierher, wo der Ozeanriese fertig zum Auslaufen lag.

Die englische und die amerikanische Flagge waren rechts und links von dem Einfahrtstor zur Begrüßung der Ankommenden gehißt, während vom großen Hauptmast des Schiffes die englische Flagge allein sich stolz im leichten Morgenwind blähte.

Lange ließen die Passagiere nicht auf sich warten. Von allen Seiten sah man die Autos, die Equipagen, die Mietswagen den Eingangstoren des Anlegeplatzes der Cunard-Linie-Gesellschaft, welcher die „Lusitania" gehörte, zueilen. Schnell war das Gepäck von den Matrosen des Schiffes abgeladen, auf Deck gebracht, und hier aufgestapelt, während Dutzende anderer Hände beschäftigt waren, dasselbe von dort in den Laderaum des Schiffes zu schaffen.

Als der erste Passagier der ersten Klasse das Schiff betrat, stimmte die Kapelle den „The Liberty Bell-Marsch" an.

Eine Gruppe von amerikanischen und englischen Zeitungsreportern umdrängte den Kapitän der „Lusitania", Thurner, und seinen ersten Offizier, die ihnen bereitwilligst jede Auskunft gaben. Der an der Landungsbrücke diensttuende Offizier führte dem Kapitän einen der Direktoren der Cunard-Linie zu, welcher in Gegenwart der Reporter den Kapitän fragte, ob er von den neuen Telegrammen gehört habe, die abermals vor der Fahrt mit der „Lusitania"

warnten, und die noch heute früh bei einigen Passagieren der ersten Kajüte eingelaufen seien.

Gehört hatte der Kapitän davon. „Aber," erwiderte er lachend, „diese Telegramme sind Unsinn. Die ‚Lusitania' ist ja tatsächlich das sicherste Schiff, das zur Zeit die Meere befährt, weil es schneller ist, als jedes Unterseeboot. Weder ein solches noch ein anderes deutsches Kriegsschiff kann in seine Nähe gelangen."

„So wenig," fiel der Direktor ein, „daß Sie, Kapitän Thurner, sogar bei vollem Tageslicht mit Ihrem Schiff das Kriegsgebiet durchfahren können und werden, damit die Herren Deutschen das Vergnügen haben, Ihr schönes Schiff, von dessen Benutzung sie amerikanische Bürger abhalten wollten, ja recht deutlich zu sehen."

„Ein neuer deutscher Bluff, nichts weiter, ein Einschüchterungsversuch. Kein vernünftiger Mensch wird die Drohung, daß die ‚Lusitania' torpediert werde, ernst nehmen, Herr Direktor."

„So wenig," erwiderte dieser, „daß nicht ein Ticket zurückgegeben wurde. Meine Herren von der Presse, bitte teilen Sie dies heute durch ihre Blätter mit, damit unser Land erfahre, daß die, welche hier unter dem Sternenbanner leben, sich noch nicht durch deutsche Drohungen einschüchtern zu lassen brauchen."

Der Kapitän ging mit dem Direktor, um neue, ankommende Gäste zu begrüßen; die Pressevertreter verteilten sich unter das Publikum, um Stimmungen und Meinungen zu hören, die wenige Stunden danach ganz New-York in den Mittagsausgaben der Zeitungen lesen konnte.

„Hallo, Direktor Smelting, alles in Ordnung, alles all right?" rief ein Reisender dem Direktor der Cunard-Linie zu, der soeben mit dem Kapitän das Promenadendeck betrat.

„Alles all right, Mr. Trulsen. Kapitän Thurner konnte

schon gestern melden, daß alle Frachten der ‚Lusitania' verstaut seien."

„Meine Frau hatte zunächst Furcht, mit Ihnen nach Europa zu fahren," wandte sich Trulsen an den Kapitän, „als sie von mir hörte, daß unsere Fabrik die letzten Sendungen für das französische Kriegsministerium mit der ‚Lusitania' schickt. Sie müssen, lieber Kapitän, wenn Sie mal Zeit dazu haben, meiner Frau klarmachen, wie schnell eigentlich Ihr Schiff läuft, und wie sicher man gerade deshalb auf der ‚Lusitania' reist."

„Gewiß, Mr. Trulsen, es wird mir eine Ehre sein, Ihrer Frau Gemahlin die gewünschten Aufklärungen zu geben."

Der Kapitän wurde durch einen diensthabenden Offizier abgerufen und empfahl sich schnell von den beiden Herren mit der Versicherung, daß er möglichst bald zurückkommen werde.

Unterdessen betraten immer neue Passagiere das Schiff. Einer von ihnen ergriff die Hand seines Gefährten, den er an Bord begleitet hatte, und sagte mit bewegter Stimme:

„Also, lebe wohl, Andrejew, lebe wohl und laß bald von dir hören, wenn du erst drüben in Europa bist. Ich wollte, ich könnte mit dir hinüber."

„Dimitrieff," erwiderte dieser, während er seinen Arm um seinen Begleiter legte, „noch haben wir Zeit, wir können ein Viertelstündchen auf dem Schiff zusammenbleiben, bevor wir uns trennen. Sieh dir meine Kabine an und laß uns noch ein paar Augenblicke miteinander reden."

Andrejew nahm seinen russischen Landsmann, der in New-York zurückbleiben mußte, mit sich, und bald darauf mischten sich die zwei unter die Passagiere, um sich das Leben und Treiben hier anzusehen. In der Nähe der Musik sahen sie Mr. Frohmann stehen, der von seinen

Sekretären und verschiedenen Zeitungsreportern umgeben mit wichtigtuender Miene diesen seine Pläne für die kommende Winter-Theatersaison mitteilte. Er vergaß aber dabei nicht, einzuflechten, daß er von London aus, wo er sich einige neue englische Stücke ansehen, und wahrscheinlich für seine Bühnen ankaufen werde, einen Abstecher nach Belgien an die englische Front vorhabe. Er wolle dort an Ort und Stelle Studien für eine große Revue machen, die auf seine Anregung hin über den jetzigen europäischen Krieg auf der Westfront geschrieben werden solle, und die er dann durch eine große Gastspieltournee in ganz Nord- und Südamerika aufführen lassen werde. Frohmann nickte Andrejew, der ihn artig grüßte, nur kurz zu.

„Steward, zeigen Sie meinem Boy und meiner Zofe die Kabinen Nummer fünfzehn und sechzehn erster Klasse", hörte Andrejew eine junge Dame dem nächststehenden Steward lebhaft zurufen. Der Steward beeilte sich, den Auftrag auszuführen. Es war Miß Warfield, die soeben mit einer ganzen Gesellschaft von jungen Damen und Herren das Deck betreten hatte, und jetzt ihrer Zofe Anweisungen gab.

„Elise, räumen Sie meine Kabinen ein, und schicken Sie dann Tom gleich zu mir zurück, damit er die Blumen in das Wohnzimmer trage."

Die Zofe und der Negerboy, der schon mit einer Anzahl von Blumensträußen beladen war, folgten dem Steward, während Miß Warfield zu ihren Begleiterinnen und Begleitern trat, die auch noch alle der Künstlerin zum Abschied Blumen mitgebracht hatten und sie lachend und schwatzend umdrängten. Als der Negerboy zurückkehrte, sammelte er auf Miß Warfields Geheiß auch die Blumen ihrer Bekannten ein, um auch diese in die Wohnräume seiner Herrin zu tragen. Miß Warfield aber forderte ihre Freunde auf, mit ihr noch ein Glas Champagner auf eine glückliche Rück-

kehr nach Amerika zu trinken. Bewundernd folgten Andrejews Augen der schönen Amerikanerin. Bald jedoch lenkten neue Eindrücke seine und seines Freundes Aufmerksamkeit ab. Das Leben um sie, das Lachen, Reden und Plaudern, Laufen und Rennen steigerte sich immer mehr. Vom Wasser des Hudson herauf drangen die Signale der vorüberfahrenden kleinen Flußboote, während von den zwischen Hoboken, New-Jersey und New-York verkehrenden Ferrybooten von Zeit zu Zeit die Dampfsirenen ertönten. Vom Landungsplatz herauf hörte man die Hupen der schnell vorfahrenden Automobile. Auf dem Oberdeck spielte die Kapelle amerikanische Märsche. Kinooperateure stellten ihre Apparate bereit, um Aufnahmen von der Abfahrt der „Lusitania" zu machen. Mehrere große Reklameluftschiffe irgendeines New-Yorker Warenhauses zogen über dem Fluß ihre Kreise. Von der Seite jenseits des Hudsons klangen schrill die Pfiffe der dort an- und abfahrenden Eisenbahnzüge herüber. Die kleinen Dampfer, welche die „Lusitania" vom Peer abziehen sollten, um sie in das Fahrwasser zu bugsieren, hatten bereits an der Seite des Riesenschiffes angelegt. Als erstes Abfahrtszeichen ertönte die gellend laute Nebelsirene der „Lusitania", mit ihr zugleich Hunderte von Pfeifen der vielen umliegenden Fabriken. Zeitungsverkäufer drängten sich durch die vielen Reisenden an Bord, um noch die neuesten New-Yorker Zeitungen zu verkaufen.

Neben Andrejew und seinem Freunde beobachtete das Ehepaar Mr. und Mrs. Hubhard das bunte Treiben an Bord.

„Na, Mary, wie gefällt dir dieses Hasten, dieses Jagen, dieser Trubel?"

„Wundervoll, John", antwortete ihm seine Frau, die sich an ihn lehnte und mit interessierten Augen alles betrachtete.

„Erinnerst du dich noch, Mary, wie du vor vier Jahren

zum ersten Male hier in New-York amerikanischen Boden betratest?"

„Als wäre es heute, John, so lebhaft sehe ich es vor mir. Aber — nicht hier an diesem Peer war es, sondern dort drüben jenseits des Hudsons" — sie trat etwas zur Seite, um nach dem anderen Ufer hinübersehen zu können.

„Von hier aus siehst du die Landungsstelle der deutschen Dampfer nicht", bemerkte ihr Mann, der den Blick seiner Frau verfolgte. „Die Landungsstelle der deutschen Schiffe in Hoboken liegt den Hudson weiter hinab."

„Wie geht's, Mr. Hubhard?" begrüßte ihn ein sehr chick und elegant gekleideter Amerikaner, der soeben an die Gruppe herantrat. „Fahren Sie auch mit der ‚Lusitania' nach Europa?"

Hubhard erwiderte freundlich den Gruß. „Yes, Mr. Keßler, meine Frau und ich fahren zusammen." Er wandte sich zu seiner Frau. „Erlaube, liebes Kind, daß ich dir Mr. George A. Keßler vorstelle, unsern Champagnerkönig", setzte er ironisch lächelnd hinzu.

„Mr. Hubhard, hier bin ich Mr. Keßler, sonst nichts, ich bin froh, wenn ich für die nächsten sechs Tage der Überfahrt nichts von Geschäften zu hören brauche", unterbrach ihn lachend Keßler.

„O, Champagnerkönig klingt so lustig," meinte lächelnd Mrs. Hubhard, „daß man dadurch doch wahrhaftig nur an fröhliche Stunden erinnert wird."

„Gewiß, Mrs. Hubhard, und man sagt mir ja auch nach, daß ich ein ebenso lebenslustiger Vertreter des männlichen Geschlechtes bin, wie mein Champagner gut ist, und er seinen Verehrern und schönen Verehrerinnen schon manche fröhliche Stunde bereitet hat. Übrigens gestatten Sie, Mrs. Hubhard, natürlich vorausgesetzt, daß Mr. Hubhard einverstanden ist, daß ich mich für die Überfahrt Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft anschließen darf?"

„Gewiß, Mr. Keßler, wenn es Ihnen Freude macht, mit uns auf der Überfahrt gemütliche Stunden zu verleben. Mein Mann und ich werden uns allerdings von der großen Gesellschaft ziemlich fernhalten, denn John ist von seiner großen Winterarbeit ziemlich ermüdet, und sucht die Ruhe, um seine strapazierten Nerven zu erholen."

„Mrs. Hubhard, wenn Ihr Herr Gemahl es gestattet, stelle ich mich Ihnen jederzeit zur Verfügung, falls Sie einmal Langeweile haben sollten, und Sie meine Gesellschaft brauchen können", bemerkte galant der Champagnerkönig. „Darf ich dem Obersteward Weisung geben, mir für die Dinerstunde meinen Platz neben Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gattin anzuweisen?" wandte er sich fragend an Mr. Hubhard.

„Wenn es Ihnen recht ist, Mr. Keßler, uns beiden kann es nur angenehm sein", stimmte dieser zu, nachdem er mit fragendem Blick seine Gattin angesehen, die lächelnd bejahte. Dankend empfahl sich Keßler.

„Wer ist dieser Champagnerkönig?" fragte Mary ihren Mann.

„Einer der reichsten und lebenslustigsten Amerikaner, den ich kennengelernt habe. Aber komm, Mary, wir wollen etwas weiter nach vorn auf Deck gehen, der Trubel wird mir hier zu laut."

Nur schwer konnten sie durch all die umherstehenden, lachenden, schwatzenden Gruppen der Passagiere sich einen Weg bahnen. Abseits von allen stand ein alter, grauköpfiger, vornehm gekleideter Herr mit einer Dame in den besten Jahren, die, Hand in Hand geschmiegt, leise miteinander sprachen.

„Also, meine liebe Anny, vergiß nicht, mich Tag für Tag drahtlos zu benachrichtigen, wie es dir geht, damit ich mir keine Sorgen um dich zu machen brauche. Es ist mir nicht recht, daß ich dich dieses Mal allein fahren lasse,

aber du weißt, leider geht es nicht anders. Ich kann noch nicht fort aus der Fabrik, die Arbeit ist zu groß, erst gestern haben wir wieder von Rußland eine neue Bestellung auf Munition bekommen, die in drei Monaten geliefert sein soll."

„Herbert, überanstrenge dich nur nicht. Besser wäre es für dich, wenn du dich schon jetzt von dieser monatelangen, ununterbrochenen Arbeit etwas ausruhen könntest und gleich mit mir kämest."

„Business ist business, meine gute Anny, das weißt du ja so gut wie ich, und warum soll ich mir schließlich das schöne Geschäft entgehen lassen, das auch wir jetzt wie so viele Amerikaner durch den europäischen Krieg haben."

„Da hast du wohl recht, mein lieber Herbert, nur manchmal in den stillen Stunden, in denen ich in diesen letzten Monaten so oft ohne dich sein mußte, dachte ich, ob wohl Segen auf diesen Geschäften ruhen kann, die unser Land nur dadurch macht, daß sich Europas Völker seit Monaten gegenseitig zerfleischen."

„Ja, meine liebe Anny, daran dürfen wir amerikanischen Geschäftsleute jetzt nicht denken, sonst finden die ungezählten Millionen nicht ihren Weg zu uns ins Dollarland. Wahr ist es schon, ohne unsere amerikanischen Munitionslieferungen wäre der Krieg dort drüben schon längst zu Ende. Also, sei gut, mache deinem Mann keine Vorwürfe, weil er so fleißig ist und Geld verdient. Hauptsächlich verdiene ich es auch für dich, damit wir uns recht bald aus dem Hasten und Jagen unseres Geschäftslebens in irgendein schönes, stilles Landhaus in Kalifornien retten können, das ich dir versprochen, sobald ich hier mit der Fabrik Schluß mache."

Ein kleines Mädchen trat an die beiden heran, um eines ihrer Blumensträußchen zum Kauf anzubieten.

„Komm, Anny, suche dir die schönsten Blumen aus und

stelle sie in die Kabine, damit du dich beim Anblick derselben immer deines Herbert erinnerst, der diesmal leider hier zurückbleiben muß."

Herzlich drückte die Frau ihrem Manne die Hand und wählte ein Sträußchen, das sie dann zärtlich an den Mund führte, während das Kind, vergnügt über das reichliche Geld, das ihm Mr. Cardet, so hieß der alte Herr, für die Blümchen gegeben hatte, forteilte.

Andrejew, der das alte Ehepaar beobachtet hatte, wischte sich eine Träne aus dem Auge. Erstaunt sah ihn sein Landsmann an.

„Was ist dir, Andrejew", fragte er seinen Freund.

„O, nichts weiter, Dimitrieff. Aber als ich eben sah, wie die Frau die Blumen küßte, die ihr Mann ihr geschenkt, mußte ich an Sonja Iwanoff denken. Als ich damals in der Nacht aus Petersburg fliehen mußte, brachte sie mir auch ein Sträußchen auf die Bahn. Auch sie drückte einen Kuß auf dasselbe, ehe sie es mir ins Kupeefenster hineingab. Ich habe die Blumen heute noch."

„Die arme Sonja, vier Tage danach wurde sie verhaftet und Gott weiß, in welchem Ort Sibiriens sie sich jetzt nach dir sehnen mag."

„Oder, ob sie nicht schon längst tot ist", flüsterte mit leisem Erschauern Andrejew. Er biß die Lippen hart aufeinander und ging langsam auf die andere Seite des Schiffes hinüber, von der aus man auf den Platz vor der Landungsbrücke des Dampfers sehen konnte.

Dort fuhr in diesem Augenblick ein eleganter, vierspänniger Dogcart vor, den sein Besitzer, Mr. Vanderbilt, selbst kutschierte. Neben ihm saß seine junge Frau, während ihre beiden Kinder im Rücksitz neben dem Diener Platz genommen hatten. Dem Vanderbiltschen Dogcart folgten in verschiedenen Autos diejenigen seiner Freunde, welche an seinem Abschiedsessen im Waldorf-Astoria-Hotel teil-

genommen hatten. Nur Frohmann erwartete Vanderbilt an der Landungsbrücke. Er hatte dort zum Empfang zwölf Boys mit kleinen amerikanischen Flaggen in der Hand aufgestellt, welche alsbald die Neuangekommenen umringten, während drei kleine, festlich gekleidete Mädchen Mrs. Vanderbilt und ihren Kindern Blumensträuße überreichten. Bevor Vanderbilt sich vom Wagen entfernte, streichelte er noch einmal seine vier prachtvollen englischen Traber, winkte dem Kutscher freundlich zu, und blieb einen Augenblick stehen, um seinen Wagen abfahren zu sehen und noch einen letzten Blick auf das stark pulsierende Leben der Straße zu werfen. Dann erst betrat er, begleitet von den Seinigen und seinen Freunden, die Landungsbrücke. Als er das Schiff bestieg, wurde er vom Kapitän und dem Direktor der Cunard-Linie begrüßt. Auch die Zeitungsvertreter ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, New-Yorks Multimillionär und berühmten Sportsmann noch einmal kurz vor seiner Abreise nach Europa zu interviewen. Vanderbilt fertigte sie aber sehr schnell ab, indem er ihnen mitteilte, daß er nur zur Besichtigung seines Rennstalles nach England fahre und schon in sechs Wochen nach New-York zurückzukehren gedenke. Während er sich dann seiner Familie und seinen Freunden zuwandte, umringten die Zeitungsreporter Miß Warfield, die soeben Direktor Frohmann begrüßte, den sie bei der Vanderbiltschen Gruppe hatte stehen sehen, um auch von der gefeierten Bühnenkünstlerin einiges über ihre Pläne und Absichten für ihre Europareise zu erfahren. Diese ließ sich natürlich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, den Reportern auf das eingehendste auseinanderzusetzen, daß sie die Absicht habe, in den Dienst des englischen Roten Kreuzes zu treten, um auf dem belgischen Kriegsschauplatz Samariterdienste zu tun. Selbstverständlich brachten am Abend sämtliche amerikanischen Zeitungen New-Yorks große Bilder Miß

Warfields, als des ersten amerikanischen Bühnenstars, der seine glänzende künstlerische Stellung aufgab und auf sein immenses Einkommen verzichtete, um sich in selbstlosester Weise ganz der Wohltätigkeit zu widmen. Vierundzwanzig Stunden später teilte Direktor Frohmann von Bord der „Lusitania", auf hoher See, durch ein drahtloses Telegramm den New-Yorker Blättern mit, daß es ihm unter den größten pekuniären Opfern gelungen sei, Miß Warfield auch für den nächsten Winter seiner Bühne wieder zu gewinnen, und daß die Künstlerin auf Frohmanns dringendste Bitten sich entschlossen habe, nur den Sommer über ihre Dienste dem englischen Roten Kreuz zu widmen und nicht ihr großes Talent ganz der Bühne zu entziehen. Somit begann schon die Reklame für Miß Warfield und für Mr. Frohmanns Theater.

Die große Dampfsirene gab ihr zweites Zeichen zur baldigen Abfahrt. Vanderbilt hatte sich mit seiner Familie und seinen Bekannten auf das oberste Deck begeben, wo die Staatskabinen des Schiffes für ihn zur Verfügung gestellt waren. Die Vanderbiltschen Diener, die ihren Herrn nach Europa begleiten sollten, servierten Champagner und einen Imbiß. Es war verabredet worden, daß Mrs. Vanderbilt mit den Kindern ihren Mann noch eine kurze Strecke auf der „Lusitania" begleiten sollte, um dann mit ihrer Privatjacht, die sie in der Nähe von Coney-Island erwarten würde, nach New-York zurückzukehren. Miß Gould nahm Lady Vanderbilts Einladung, die Fahrt bis Coney-Island mitzumachen, an. Es war von Mr. Vanderbilt Anweisung gegeben worden, daß jedes neuangekommene Telegramm, welches politische Neuigkeiten aus Europa brächte, ihm sofort mitgeteilt würde. Er hatte soeben mit seiner Frau und seinen Gästen auf eine baldige glückliche Rückkehr angestoßen, als ihm sein Sekretär ein Telegramm überreichte. Es enthielt die Nachricht, daß die Beziehungen

zwischen Italien und Österreich sich verschärft hätten, und daß das Gerücht gehe, in den nächsten Tagen würde der Dreibundsvertrag von Italien offiziell gekündigt werden. Es sei das Übergehen Italiens in das Lager der Feinde des ehemaligen Dreibundes in kürzester Zeit zu erwarten.

Der der deutschen Sache in schärfster Antipathie gegenüberstehende Vanderbilt forderte seine Freunde auf, mit ihm auf diese Botschaft von dem bevorstehenden Verrat Italiens an seinen alten Bundesgenossen ein Glas zu leeren. In diesem Augenblick ertönte als drittes und letztes Abfahrtszeichen abermals schrill und gellend die große Dampfsirene der „Lusitania". Dies war gleichzeitig das Signal für alle noch an Bord befindlichen Besucher und Gäste, das Schiff sofort zu verlassen. Das Ehepaar Vanderbilt begleitete seine Gäste bis zum Landungssteg des Schiffes, dort rief Vanderbilt allen seinen Bekannten ein fröhliches „Auf Wiedersehen" zu.

Flüchtig begrüßte er auch Mr. und Mrs. Cardet, welcher der Abschied von ihrem Mann sehr schwer wurde. Wieder und wieder umarmte sie ihn, ihm selbst standen die Augen voller Tränen, als er sich endlich freigemacht hatte und das Schiff verließ. An Land traf er den ihm gut bekannten Mr. Joston, den er bisher auf dem Schiff unter den vielen Besuchern nicht gesehen hatte. Als er Joston seine Frau zeigte, die von Bord ihm nachblickte, grüßte dieser lachend hinauf, ihr glückliche Reise wünschend. Leise fragte er Mr. Cardet, „nimmt auch von Ihrer Fabrik die ‚Lusitania' Munition mit nach Europa?" Unwillkürlich überlief Cardet ein eigenartiges Gefühl, für das er keine Erklärung fand. Er verneinte, aber unwillkürlich suchten seine Augen die seiner Frau, die ihm wehmütig zunickte, während ihr Tränen über die Wangen flossen. Er wollte ihr noch etwas zurufen, aber in diesem Augenblick wurde die Landungs-

brücke eingezogen, die Taue, welche das Schiff noch am Land festhielten, wurden gelöst, die Schiffskapelle spielte das amerikanische Nationallied und unter den Tausenden von Abschiedsrufen, welche die Luft durchdröhnten, und während der Riesendampfer sich langsam vom Ufer löste, verhallten Cardets letzte Worte ungehört. Es blieb ihnen nur ein Hinüberwinken von Land zu Schiff, von Schiff zu Land. Tausende waren gekommen, der Abfahrt der „Lusitania“ beizuwohnen, diese Tausende verharrten am Ufer mit Winken und Rufen, bis das Schiff durch die kleinen Schleppdampfer in die Mitte des Flusses gebracht wurde, was viel Zeit erforderte. Die Kinooperateure an Land kurbelten ihre Apparate, um nicht einen Augenblick von der Abfahrt des in den letzten Tagen so viel genannten Schiffes zu verlieren. Noch an demselben Abend wurden in sämtlichen Kinotheatern New-Yorks diese Aufnahmen vorgeführt.

Unter der Menge der Zuschauer stand der Deutsche Steinberg, mit seinen jungen Freunden Kirschner und Stadler, die sich die Abfahrt der „Lusitania“ hatten ansehen wollen. Als die Hipp-hipp-hurra-Rufe nicht aufhören wollten, meinte Kirschner leise zu Steinberg, „ob uns auch so zugejubelt wird, wenn wir in fünf Tagen mit unserem holländischen Schiff nach Europa abfahren?“

„Von unseren ehrlichen Freunden sicher,“ antwortete ihm dieser, „nur können wir mit ruhigerem Gewissen die Anker lichten, als das Schiff dort unter der englischen Flagge. Gnade Gott der ‚Lusitania‘, die durch ihre Munitionsladungen, welche sie mit sich führt, für die Passagiere zum Sarg werden kann, wenn sie einem unserer deutschen Unterseeboote vor das Lancierrohr kommt. Wir fahren hinaus, um unser Teuerstes, die deutsche Heimat, vor dieser Raubflagge zu schützen, vor England und den von ihm verhetzten Unheilstiftern dieses Krieges. Aber das stolze

meerbeherrschende Britannien braucht das Leben amerikanischer Bürger, um aus dem neutralen Amerika die von ihm bestellten Munitionslieferungen unter dem Schutze dieser ahnungslosen Reisenden nach England zu bringen. Es ist eine Schande — — —"

Neue brausende Hipp-hipp-hurra-Rufe übertönten seine weiteren Worte. Die „Lusitania" war unterdessen in die Mitte des Flusses gebracht worden, die kleinen Schleppdampfer lösten sich von ihr, das Schiff lag einen Moment unbeweglich in der Mitte des Stromes, dann senkte sich die englische Flagge an Bord zum Abschied, und der Koloß setzte sich langsam stromabwärts in Bewegung. In diesem Augenblick ließen sämtliche auf dem Hudson fahrenden und an den Ufern verankert liegenden Dampfer, vom kleinsten Passagierdampfer bis zum großen Europafahrer, ihre Dampfsirenen ertönen.

Vanderbilt, der mit seiner Familie, mit Miß Gould und Mr. Hearst auf dem obersten Deck stand, wandte sich zu diesen. „Ist es nicht, als ob unsere Neue Welt dem alten England und seiner meerbeherrschenden Flagge Achtung und Respekt beweisen will? Wer auf der Welt soll es wagen, unser Schiff zu bedrohen, das unter dem sicheren Schutz dieser zwei Länder Amerika und England fährt?"

„Sie denken wohl", — Mr. Hearst lachte hell auf — „an die famosen anonymen Telegramme, Mr. Vanderbilt, die vor der Überfahrt mit der ‚Lusitania' warnten? Auch ich erhielt gestern ein solches. Ich habe sofort der deutschen Botschaft in Washington, welche ich für die Absenderin der Warnungen halte, telegraphisch gedankt und ihr mitgeteilt, daß ich heute mit der ‚Lusitania' meine Europareise antreten würde."

„Die Deutschen werden ihre Auslagen und ihre Mühe bedauern, die sie sich mit den zwecklosen Telegrammen und Zeitungsannoncen gemacht", entgegnete ihm Vanderbilt.

Langsam fuhr die „Lusitania" den Hudson hinunter, überall von den Sirenensignalen der vorbeifahrenden und am Ufer liegenden Dampfschiffe begrüßt. Nur von einem großen Peer auf der rechten Seite des Flusses wurde dem vorübergleitenden Europafahrer kein Gruß gesendet. Vanderbilts kleine Tochter machte ihren Vater darauf aufmerksam, und fragte, weshalb die dort unter der schwarzweißroten Flagge liegenden Schiffe nicht wie alle anderen ihren Dampfer begrüßten.

„Weil diese Schiffe dem Feinde gehören, der es nicht dulden will, daß die englische Flagge, die da über uns so lustig im Winde weht, noch immer ungestört über die Meere fahre, um uns Amerikaner nach dem fernen Europa zu bringen. Weil diese Farben schwarzweißrot die bestgehaßten auf der ganzen Welt sind, mein Kind", erklärte ihr der Vater.

Die deutschen Schiffe blieben rechts liegen, die „Lusitania" näherte sich der Battery, an deren Ufern Tausende auf die Vorbeifahrt des stolzesten Ozeanfahrers Englands warteten, um den Reisenden die letzten Grüße zu senden. Eines der großen Reklameluftschiffe entfaltete, als es über der „Lusitania" hoch oben in der Luft die Bahn des Schiffes kreuzte, eine englische Flagge. Die „Lusitania" dankte durch Senken der amerikanischen Flagge, die sie jetzt neben der englischen gehißt hatte. Noch einmal sah der amerikanische Dollarkönig auf die Wolkenkratzer, deren Tausende von Fenstern im Sonnenschein blitzend und blendend grüßten, während schwarzerr Rauch, aus unzähligen Schornsteinen zum blauen Himmel steigend, von der dort nie rastenden Arbeit erzählte. Mit stolzem, kaltem Selbstbewußtsein blickte der durch diese Arbeit reichgewordene Mann auf diese Denkmäler amerikanischer Schaffenskraft, während das Schiff an den ihm am Ufer Zuwinkenden vorüberglitt.

Als die „Lusitania" Liberty-Island passierte, grüßte sie mit ihrer englischen Flagge das dort wehende amerikanische Sternenbanner und die stolz emporragende Freiheitsstatue.

Auf dem Mitteldeck des Schiffes stand abseits von den anderen der junge Russe. Mit sehnsüchtigen Augen schaute er auf das Sinnbild des freien Amerika, das mit gewaltiger Größe zum Himmel ragte. Direktor Frohmann, der soeben mit Miß Warfield an ihm vorüberkam, redete ihn an und fragte, wie ihm die Abfahrt gefalle, gleichzeitig stellte er den jungen Mann Miß Warfield als seinen Schützling vor, dem er die Gelegenheit verschafft habe, mit der „Lusitania" nach Europa zurückzukehren. Die Künstlerin, welcher das bleiche, interessante Gesicht und die klugen Augen des jungen Mannes aufgefallen waren, fragte ihn lachend, was er sich wohl soeben gedacht habe, als er die Liberty-Statue so ernsthaft betrachtet hätte.

Erstaunt über die unerwartete Frage blickte Andrejew die junge Dame an. Nicht unfreundlich antwortete er: „Mein gnädiges Fräulein, ich dachte soeben an meine Abfahrt aus dem Hafen von Kronstadt bei Petersburg, als ich vor einigen Jahren meine russische Heimat verlassen mußte. Ich fragte mich, ob wohl auch einmal vor dem Hafen, durch welchen man zu der Hauptstadt meines Vaterlandes gelangt, ein solches Sinnbild der Freiheit einen Platz finden würde."

Fragend sah Miß Warfield Frohmann an, sie hatte den Russen nicht verstanden.

„Das müssen Sie sich ein anderes Mal von Mr. Andrejew erklären lassen, Miß Warfield", meinte der Direktor. „Und kommt Zeit, kommt Rat," wandte er sich zu Andrejew, „warten Sie ab, was sich da drüben in eurem gesegneten Europa im Laufe der Zeit vielleicht für Ihr Vaterland entwickeln wird. Auf Wiedersehen und angenehme Reise, Mr. Andrejew; und Sie, Miß Warfield, begleiten Sie mich

zum Obersteward. Ich möchte mir meinen Platz für das Diner, wenn Sie nichts dagegen haben, neben dem Ihrigen ausbitten."

„All right, Mr. Frohmann", erwiderte diese, und während sie sich anschickte, Frohmann zu begleiten, verabschiedete sie sich von dem jungen Russen, dessen Art und Weise sich zu geben, ihr gefallen hatte. „Auf Wiedersehen, Mr. Andrejew, Sie müssen mir nächstens in einer gemütlichen Plauderstunde mehr von ihrer Heimat erzählen." Andrejew verneigte sich dankend.

Das Schiff hatte unterdessen seine Fahrt beschleunigt. Die Ufer New-Yorks mit seinem Häusermeer verschwanden langsam, und grüne, bewaldete Ufer mit schönen Anlagen und hübschen kleinen Sommerhäuschen traten an ihre Stelle. Der Wind, welcher der „Lusitania" vom Meere entgegenwehte, verbreitete trotz der warmen Mittagsonne eine angenehme Kühle. Auf dem Schiff begannen die Stewards die Deckstühle aufzustellen, einige derselben waren bereits von Passagieren besetzt, welche, behaglich auf ihnen ausgestreckt, die in der Frühlingssonne schimmernden Ufer an sich vorüberziehen sahen. Die meisten der Passagiere richteten sich in ihren Kabinen häuslich ein, weil diese während der nächsten fünf bis sechs Tage, bis zum Eintreffen des Schiffes in England, für sie die Wohnräume ihres schwimmenden Hotels sein sollten.

So waren nur wenige Zuschauer auf Deck, als eine elegante weiße Vergnügungsjacht, die die amerikanische Flagge führte, auf die „Lusitania" zuhielt und sich derselben in schneller Fahrt näherte. Es war die Vanderbiltsche Yacht „Alice", welche hier gewartet hatte, um Mrs. Vanderbilt, ihre Kinder und Miß Gould zur Rückfahrt nach New-York an Bord zu nehmen. Mr. Hearst, der sich die Zeit über auf dem Oberdeck aufgehalten hatte, ließ durch einen Diener auch die übrigen mit der „Lusitania" reisenden Bekannten

des Vanderbiltschen Hauses benachrichtigen, daß Mrs. Vanderbilt jetzt die „Lusitania“ verlassen würde. So fand diese, als sie mit ihrem Mann, ihren Kindern, Miß Gould und Mr. Hearst das untere Deck betrat, dort bereits ihre Freunde versammelt, die ihr Lebewohl sagen wollten. Auch der Kapitän war zugegen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, der Gattin seines prominentesten amerikanischen Passagiers beim Umsteigen in das kleine Beiboot der Jacht, das schon an der rechten Außenseite der „Lusitania“ wartete, behilflich zu sein. Die „Lusitania“ hielt. Mr. Vanderbilt umarmte seine Frau, welcher der Abschied von ihrem Mann nicht leicht wurde, gab jedem seiner Kinder einen herzlichen Kuß und reichte Miß Gould die Hand zum Abschied. Unter allgemeinem „Auf Wiedersehen“ und „Glückliche Reise“ stiegen die beiden Damen in das Beiboot, während Vanderbilt selbst seine Kinder den im Boot stehenden Matrosen reichte.

„Good by, Alfred, auf Wiedersehen, Alice.“ Mit diesen Worten trennten sich die Gatten, während die Kinder lachend Kußhändchen zuwarfen und „good by, Papa“ riefen.

Die „Lusitania“ setzte sich langsam wieder in Bewegung. Vanderbilt forderte seine Bekannten auf, mit ihm auf das Oberdeck zu kommen, um von dort aus seiner Familie die letzten Abschiedsgrüße zu senden. Als sie das Deck betraten, hatte das Beiboot schon an der Jacht angelegt, und Mrs. Vanderbilt und Miß Gould tauschten von Bord der „Alice“ aus mit den „Lusitania“-Reisenden Abschiedsgrüße, während die Kinder dem Vater mit zwei kleinen amerikanischen Flaggen zuwinkten.

Das Sternenbanner am Mast der Vanderbiltschen Jacht senkte sich zum Abschiedsgruß für ihren auf dem Deck der „Lusitania“ stehenden Schiffsherrn, der mit seiner Mütze winkend den Gruß erwiderte, und noch lange der kleinen

eleganten Jacht nachsah, die mit seiner Familie an Bord ihren Kurs nach New-York nahm.

Die „Lusitania" hielt nun mit verdoppelter Kraft dem Meere zu, das sie schon so oft sicher und stolz durchfahren, wenn sie von Amerika nach ihrem Heimathafen im fernen England zurückkehrte.

7.

Seit zwei Tagen durchfuhr die „Lusitania" den Atlantischen Ozean. Das Wetter war das schönste, das die Reisenden sich nur wünschen konnten. Es war so warm, daß man wie in den Hochsommertagen auf Deck in den Stühlen behaglich liegen konnte. Der Ozean zeigte sich von seiner freundlichsten Seite, nur eine schwache Dünung deutete die leichte Bewegung des Meeres an, die auf den Ozeanriesen gar keinen Einfluß hatte. Das Schiff fuhr so ruhig, daß man sich kaum auf dem Weltmeer hätte glauben können, wäre nicht der unendliche Horizont gewesen, der, wohin das Auge auch reichte, nur Wasser zeigte. Das Leben an Bord verlief für die Reisenden wie immer auf den vielen Fahrten, welche das Riesenschiff nun schon so oft nach Europa gemacht. Es war eine Welt für sich, die hier auf der „Lusitania" ihr Leben führte, die in den wenigen Tagen der Überfahrt sich in kleinere und größere Gruppen verteilte, die Bekanntschaften schlossen, die miteinander plauderten, miteinander spielten, die oft viele Stunden des Tages gemeinsam verbrachten. Die lustige, fröhliche Stimmung überwog an Bord. Was ging diese vielen Hunderte von Passagieren der Krieg da drüben in Europa an? Sie fühlten sich auf der „Lusitania" wohl, die ihnen fast alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten bot, welche die Anspruchsvollsten von ihnen auf dem Lande zur Behaglichkeit ihres Lebens brauchten. Irgendwelche Gefahren konnten nach ihrer Überzeugung ihnen in dieser

Jahreszeit auf Englands schnellstem Dampfer nicht drohen. Das Meer bewahrte sie vor seinen Tücken, so daß die Schiffsärzte überhaupt keine Arbeit hatten. Wäre nicht die beständig arbeitende Funkentelegraphenkabine auf dem Bootsdeck, wären nicht die täglich dreimal erscheinenden Extrablätter gewesen, welche an den Eingängen zu den Speisesälen angeschlagen wurden, man hätte hier auf dem Ozean kaum etwas von dem Krieg da draußen gemerkt, welcher die ganze Welt erzittern machte.

Die aus den Stewards gebildete Schiffskapelle begann ihr Morgenkonzert wie immer mit einem Choral.

An einer Ecke des Promenadendecks, abgesondert von der anderen Gesellschaft, lehnte der junge Russe Andrejew an der Brüstung des Schiffes und hörte in Gedanken versunken der Musik zu. Miß Warfield, die soeben ihren Morgenspaziergang machte, traf ihn dort. Andrejew hatte bereits ihr Interesse erregt, als er von Mr. Frohmann ihr bei der Abfahrt von New-York vorgestellt worden war. Sie hatte dann in den letzten zwei Tagen bei ihren Spaziergängen auf Deck ihn verschiedene Male getroffen und ihn, der immer für sich allein war, angeredet. Sein Wesen, seine Intelligenz hatten ihr gefallen. Von Frohmann hatte sie erfahren, wer er sei, daß er als Revolutionär habe aus Rußland fliehen müssen, und sein Schicksal hatten den jungen Mann in ihren Augen mit dem Nymbus des Abenteuerlichen umgeben.

„Mr. Andrejew," redete sie ihn an, „immer allein, immer in Gedanken? Warum halten Sie sich so fern von jeder Gesellschaft? Warum beteiligen Sie sich nicht an unseren lustigen Bordspielen? Es muß doch schließlich langweilig werden, immer allein zu sein."

„Ich langweile mich niemals, Miß Warfield, und nun gar jetzt, wo ich der Musik zuhöre."

„O, lieben Sie so sehr Musik?"

„Ich kenne nur wenige Landsleute von mir, welche die Musik nicht lieben."

„Ich höre auch ganz gern Musik, aber lustig muß sie sein. Dies schwermütige, sentimentale Zeug, was die Kapelle da spielt, mag ich nicht."

„Es ist der Morgenchoral, Miß, mit dem die Schiffskapelle jeden Tag ihr Vormittagskonzert beginnt. Nicht wahr," wandte er sich an einen der vorübergehenden Stewards, „das ist doch ein Choral, den Ihre Kollegen von der Kapelle dort spielen?"

„Ja," antwortete ihm dieser, „es ist das bekannte Kirchenlied ‚Näher, mein Gott, zu dir', das seit dem Untergang der ‚Titanic' auf Anordnung der Direktion jede Woche mindestens einmal auf den englischen Passagierdampfern gespielt wird."

„O, o, o, warum ist es denn nötig, immer und immer wieder an dieses gräßliche Unglück erinnert zu werden", meinte Miß Warfield nervös, zu Andrejew gewandt.

„Ich glaube allerdings nicht, daß das die Gesellschaft, der unser Schiff gehört, mit ihrer Anordnung beabsichtigt. Aber schließlich ist es doch nicht zuviel, wenn man täglich einmal an Den dort oben erinnert wird, ohne dessen Willen die Menschen nicht die Weltmeere befahren könnten. Denken Sie nicht täglich an Gott, Miß Warfield, denken Sie nicht hier auf dem Schiff, wenn Sie dieses gewaltige, ungeheure Bild des Ozeans vor sich sehen, öfter an Ihn als in Ihrer Heimat, wenn Sie dort Ihrem Beruf nachgehen? Reizt Sie nicht gerade das Meer zum Nachdenken?"

„Nein, Mr. Andrejew, so viel denke ich über mein Leben nicht nach. Ich bin jung, ich will meines Lebens mich freuen, mein Leben genießen. Nachdenken will ich gern, aber erst, wenn ich einmal alt werde, was hoffentlich noch recht lange auf sich warten läßt. Und heute, an solch schönem Morgen, an dem einem die Sonne ins Herz lacht,

da will ich fröhlich, nicht ernst sein.“ Lächelnd wollte sie der junge Mann unterbrechen. „Nein, nein,“ fuhr sie fort, „jetzt habe ich keine Lust dazu, ich mag jetzt nicht über ernsthafte Dinge mit Ihnen reden.“

Indessen war der Choral verklungen, und ein heiterer, flotter Walzer setzte ein.

„Aber ich werde Sie einmal heute oder morgen abend auf Deck aufsuchen, wenn nicht mehr wie jetzt die Sonne so schön und golden scheint, dann können Sie Ernstes mit mir besprechen, dann will ich geduldig zuhören. Gott sei Dank, da spielt doch endlich die Kapelle etwas Heiteres. Good by, Mr. Andrejew, und vergessen Sie nicht, heute oder morgen abend.“

Sie verließ den jungen Russen, um ihren Morgenspaziergang auf Deck fortzusetzen. Andrejew nahm sein Skizzenbuch zur Hand, um eine Gruppe von Matrosen zu zeichnen, welche in seiner Nähe arbeitete.

Der Kapitän Thurner wollte eben die Treppe zum oberen Deck, auf dem sich die Kommandobrücke befand, hinaufsteigen, als er Mrs. Trulsen erblickte, die auf einer der Schiffsbänke Platz genommen hatte.

„Good morning, Mrs. Trulsen,“ redete er sie an, „gefällt es Ihnen hier bei uns? Ich bin tatsächlich noch nicht dazu gekommen, den Wunsch Ihres Herrn Gemahls zu erfüllen, der mich bei der Abfahrt in New-York gebeten hat, Ihnen gelegentlich einmal einen kleinen Vortrag über die Sicherheit zu halten, deren Sie sich hier an Bord meines Schiffes erfreuen können.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Kapitän, aber bitte, bemühen Sie sich nicht. Nachdem ich nun zwei Tage auf Ihrem schönen Schiff gefahren, glaube ich gern, daß ich hier so sicher bin, wie in irgendeinem großen Hotel des Festlandes. Ich war auch nur nervös geworden, weil ich in unseren New-Yorker Blättern die beunruhigenden

Gerüchte über die der „Lusitania" durch deutsche Unterseeboote drohenden Gefahren gelesen hatte. Diese Gerüchte wollten besonders in den letzten Tagen vor der Abfahrt überhaupt nicht mehr verstummen. Zu alledem kamen die deutschen Warnungsannoncen in den Zeitungen. Und als mein Mann mir noch mitteilte, daß die „Lusitania" auf ihrer diesmaligen Fahrt Lieferungen unserer Fabrik für die französische Armee nach England mitnähme, hätte ich allerdings beinahe meine Reise nach Europa verschoben."

„Mrs. Trulsen, die ‚Lusitania' fährt hier auf dem Ozean nur 19 Knoten, damit wir Heizung sparen. Wir werden aber 25 Knoten fahren, wenn wir erst in die englischen Gewässer kommen. Das Unterseeboot möchte ich sehen, das uns bei solcher Schnelligkeit mit einem Torpedo treffen könnte, ganz abgesehen davon, daß schon mehr als ein Torpedo dazu gehören würde, um unser Schiff mit seinem bekannt vorzüglichen Schottensystem überhaupt durch Torpedieren in Gefahr zu bringen."

„Und Englands Admiralität, Kapitän Thurner, wird doch schließlich auch noch das ihrige tun, um dieses wertvolle Schiff vor allen Eventualitäten zu schützen."

„Old Englands Flagge, unter der wir fahren, würde nicht das Weltmeer beherrschen, wenn es anders sein könnte. Also ich wünsche weiter angenehme Überfahrt und gute Unterhaltung. —"

Als der Kapitän sich von Mrs. Trulsen verabschiedet hatte und die Treppe zum Oberdeck hinaufstieg, begegnete ihm auf derselben sein zweiter Leutnant, der soeben seinen Morgenrapport in der Kapitänskabine abgeliefert hatte.

„Haben Sie im Rapport auch eine funkentelegraphische Meldung vom Kriegsschauplatz, Dyce?" redete Thurner ihn an.

„Jawohl. Die letzte Meldung ist, daß am 3. Mai in der Nähe vom Noordhinder Feuerschiff zwei deutsche

Vorpostenboote, die unsere englischen bewaffneten Fischerdampfer dort angegriffen und einen vernichtet hatten, durch eine Division englischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht worden sind."

Erfreut gab der Kapitän seinem Leutnant die Hand. „Für die gute Nachricht am frühen Morgen müssen Sie heute abend mein Gast sein, Dyce. Bringen Sie noch einen Kameraden, der dienstfrei hat, mit, damit wir auf unsere englische Flotte anstoßen, die wieder einmal diesen Deutschen gezeigt hat, daß der britische Löwe seine Heimatgewässer nicht ungestraft durch Eindringlinge stören läßt, und wäre es auch nur, um unsere kleinen fleißigen Fischerboote zu schützen."

Während dieses Gespräches wurde durch einen Steward eine neue Nachricht über den Krieg an die Tafel angeschlagen, auf welcher die neuesten funkentelegraphischen Meldungen, nachdem sie die Kontrolle des wachthabenden Offiziers passiert hatten, veröffentlicht wurden.

Mr. Vanderbilt, der mit Hearst auf dem Deck vor seiner Kabine stand, die in der Nähe der Kommandobrücke lag, hatte das letzte neueste Extrablatt erhalten und gelesen. Der Kapitän, welcher von diesem Telegramm noch nichts wissen konnte, begrüßte die beiden Herren, und teilte ihnen die gute Nachricht seines zweiten Leutnants mit, welche Vanderbilt allerdings schon kannte, weil ihm jede neue Meldung vom Kriegsschauplatz direkt übermittelt wurde.

„Ja, Kapitän," erwiderte er, „Ihre Neuigkeit wäre ganz gut, wenn nur nicht wieder zu gleicher Zeit die ungünstigsten Nachrichten aus Rußland kämen. Die Erfolge dieses deutschen Generals Mackensen über die Russen in Galizien sollen ja dort größer sein, als die ersten Meldungen vermuten ließen. Mr. Hearsts Blätter funken eben aus New-York, daß die Russen gezwungen

wären, sich auf breiter Front zurückzuziehen. In Berlin sollen Nachrichten über 30000 russische Gefangene eingelaufen sein, welche die Deutschen gemacht hätten."

„Das wäre allerdings schlimm für den Vierverband," meinte Thurner, „aber, meine Herren, wir wollen erst Weiteres abwarten, ehe wir uns die Freude über den guten englischen Erfolg stören lassen. Vielleicht bringen die nächsten Stunden schon bessere Nachrichten, welche Ihre jetzige schlechte wettmachen können, Mr. Vanderbilt."

Er begab sich in das Kompaßhaus, um den Morgenrapport zu lesen. Vanderbilt und Hearst gingen, um mit Bekannten die neuesten Meldungen zu besprechen.

Das Promenadendeck war bei dem prachtvollen Wetter und der ruhigen See voll besetzt von Passagieren der ersten Klasse, welche dem Morgenkonzert beiwohnten. In warme Plaids eingehüllt, saßen die einen auf bequemen Deckstühlen, andere promenierten bei den Klängen der Musik. An einzelnen Stellen hatten sich Gruppen gebildet, welche die Tagesnachrichten besprachen, an anderen Stellen amüsierte man sich bei dem beliebten Bordbrettspiel; dazwischen wieder tollten die Kinder umher. Diejenigen, welche lasen, hatten es sich auf ihren Liegestühlen bequem gemacht und hörten nur mit halbem Ohr der Morgenmusik zu. Die Deckstewards servierten auf reich gefüllten Platten das zweite Frühstück.

„Wo ist Ihr Herr Gemahl?" fragte der Champagnerkönig Keßler Mrs. Hubhard, welcher er soeben vom Tablett des vor ihr stehenden Steward Sandwichs und eine Tasse Bouillon gereicht hatte. Indem er sich zugleich selbst bediente, bat er um die Erlaubnis, sich neben die Dame setzen zu dürfen.

„Mein Mann muß noch die Reisetage benutzen, um seine wissenschaftliche Arbeit zu korrigieren und sie für den Druck fertig zu machen. Dieselbe soll ja in Stuttgart

demnächst erscheinen, da muß ich schon für die nächsten Tage noch auf ihn verzichten. Erst in Baden-Baden, unserem Reiseziel, wird er seine eigentlichen Ferien beginnen können."

„In Deutschland läßt Mr. Hubhard seine letzte Arbeit erscheinen?" fragte erstaunt Keßler.

„Warum wundert Sie das Mr. Keßler? Schließlich schreibt mein Mann doch nicht nur für seine amerikanischen Landsleute, sondern für jedermann. Außerdem sind schon verschiedene Arbeiten von ihm in Stuttgart erschienen."

„Ach Mrs. Hubhard sind Deutsche?"

„Ich bin geborene Deutsche, bin aber durch meine Heirat jetzt amerikanische Bürgerin."

„Natürlich, natürlich Mistreß, — und Amerika müßte es tief bedauern, dürfte es nicht die charmante, liebenswürdige Lady Hubhard zu seinen Bürgerinnen rechnen."

„Ja, und ich bin gern in meinem neuen Vaterlande, das ich liebe wegen seiner Großzügigkeit, seiner Kraft, und wegen seines nie rastenden Vorwärtsstrebens, in dem allen es so große Ähnlichkeit mit meiner alten Heimat hat."

„So empfinden Sie es nicht als ein Opfer, Mrs. Hubhard, wie ich es von so mancher deutschen Frau gehört, die sich nach Amerika verheiratet hat, daß dort die Arbeit dem Familienleben so voransteht?"

„Das will ich nicht sagen, Mr. Keßler. Auch ich habe Stunden in meinem neuen Vaterlande gehabt, in denen ich mich einsam fühlte, wenn ich so ganz der Arbeit meines Mannes nachstehen mußte, denn Sie wissen ja, er ist noch Aufsichtsratsmitglied verschiedener Syndikate und deshalb leider oft gezwungen, lange Reisen zu machen, auf denen ich ihn nicht immer begleiten kann."

„Das muß doch oft sehr schwer für eine so junge Frau sein, wie Sie sind", bemerkte teilnahmsvoll Keßler.

„Ja, ganz leicht ist es nicht immer gewesen. Aber was hilft es, man muß sich halt fügen."

„Aber Mistreß treiben sicherlich jeden Sport, um die freie Zeit, die Ihnen die Arbeit Ihres Herrn Gemahls läßt, angenehm zu verbringen?"

„Ja, ich spiele ab und zu Tennis. Im großen und ganzen bin ich aber keine Freundin von sportlichen Vergnügungen."

„Da lieben Sie sicher die Geselligkeit und haben gewiß liebe Freundinnen, mit denen Sie viel Verkehr pflegen?"

„Nein, auch das nicht, ich habe nur eine Freundin, mit der ich oft zusammenkomme, sonst ist unser gesellschaftlicher Verkehr nicht sehr groß."

Ungläubig sah Keßler die Lady an, so daß diese, der sein erstauntes Gesicht Spaß machte, lachend sagte:

„Ja und trotzdem langweile ich mich nie, Mr. Keßler. Ist denn das so merkwürdig?"

„In der Tat, gnädige Frau, ich finde da keine Lösung. Sport treiben Sie nicht, gesellschaftlichen Verkehr in großem Maße pflegen Sie nicht, wie Sie sagen, ja um Gotteswillen, da müssen Sie sich doch zu Tode langweilen?"

„Nein, auch das tue ich nicht, das verhindert allerdings außer meinen süßen Kindern jemand, der mir schon viel Freude bereitet hat, und der mich auch über manche einsame Stunde hinwegbringt, die ich ohne meinen Mann verleben muß."

„Also Sie machen mich direkt neugierig, Mrs. Hubhard, bitte sagen Sie mir, wer das ist."

Schelmisch lächelnd sah sie ihn an, und sagte nach einer Pause: „Die Musik. — Ihr allein verdanke ich es, daß ich mich niemals langweile."

„Ach so! — — Also wenn Sie lange Tage allein ohne Ihren Herrn Gemahl verbringen müssen, wenn keine

Freundin Sie besucht, wenn Ihre Kinder Sie nicht in Anspruch nehmen, dann füllen Sie Ihre Zeit mit Musik aus? Das ist allerdings ein sehr einfaches Mittel."

„Und ein sehr schönes."

Erstaunt sah der Amerikaner die neben ihm sitzende junge Frau an, deren dunkle sprechende Augen unter der schönen hohen Stirn mit den blonden Haaren ihn lächelnd anblickten.

„Aha, jetzt verstehe ich Sie, Mrs. Hubhard. Sie besuchen viel Opernvorstellungen, große Konzerte, von denen wir ja in New-York mehr als genug haben. Da kann ich Sie mir schon vorstellen in großer Toilette in einer bequemen Loge sitzend, allein für sich und doch nicht allein unter all den Sie bewundernden Blicken."

„No, auch das stimmt nicht. Ich besuche die Oper und die Konzerte selten, und nie allein ohne meinen Mann."

„Und trotzdem füllt die Musik Ihre freie Zeit aus? Nein, da finde ich mich nicht mehr durch, oder musizieren Sie gar etwa für sich allein?"

„Das hat aber lange gedauert, ehe Sie darauf kamen, Mr. Keßler. Nun ja, ich spiele selbst, und wenn ich das tue, dann habe ich keine Langeweile, dann empfinde ich die Einsamkeit nicht so stark, dann bin ich nicht mehr allein."

Die Frau erregte immer mehr das Interesse des lebenslustigen Amerikaners, der in ganz New-York als Lebemann bekannt war, der sich die Freuden des Lebens nahm, wo er sie nur fand, und der keine Skrupel kannte, wenn es ihm Spaß machte, einem interessanten Abenteuer nachzugehen, sei es, daß sich dies ihm zufällig bot, oder er es aus seiner Laune heraus sich schaffte. Sein Reichtum erlaubte ihm dies. Die hübsche junge Frau da reizte ihn mit ihrer klaren Ruhe. Es mußte ein angenehmer Zeit-

vertreib auf der langweiligen Ozeanreise sein, hier einen kleinen Flirt zu versuchen, und die kleine Frau ein wenig aus ihrer Ruhe zu bringen. Warum mußte ihr Mann auch noch hier auf dem Steamer seiner Arbeit nachgehen und sie sich selbst überlassen? Das war so eine kleine Abwechslung für ihn, den eleganten Champagnerkönig, dessen Übermut und Keckheit vor nichts zurückschreckten. Langes Zögern kannte er nicht. Er ging direkt auf sein Ziel los.

„Mrs. Hubhard, werden Sie mich für sehr unbescheiden halten, wenn ich Ihnen eine Bitte vortrage, deren Erfüllung Ihnen leicht ist?"

„Mr. Keßler, Sie haben mir und meinem Mann bei unseren bisherigen gemeinschaftlichen Mahlzeiten so viel vergnügte Stunden durch Ihren Witz, Ihren Humor bereitet, daß ich Ihnen gern eine kleine Freude mache, wenn sie mir möglich ist."

„Sie ist Ihnen nicht nur möglich, sondern auch sicher angenehm, ja sogar eine Freude, sonst würde ich meine Bitte gar nicht wagen."

„Nun, also?"

„Gnädige Frau, sehen Sie dort links, nur fünf Schritt von uns entfernt, ist der Eingang zum Treppenhaus. Sechs Stufen hinunter und wir sind vor dem Musikzimmer, in dem ein guter Steinwayflügel steht. Die meisten Passagiere sind auf Deck, kein Mensch würde Sie stören. Bitte denken Sie, Sie wären allein; und spielen Sie nur eine kleine halbe Stunde. Ich will mich ganz artig in einen Ledersessel setzen und still zuhören."

Lachend erhob sich Mrs. Hubhard. „All right, Mr. Keßler, für diesen guten Zweck will ich so menschenfreundlich sein. Bitte kommen Sie. Vielleicht haben Sie zuvor noch die Güte, dem Zimmersteward von Nr. 11 und 12 Auftrag zu geben, daß er meinem Mann mitteilt, wo er mich finden kann, wenn er mich suchen sollte."

Sie ging voraus, Keßler suchte den Steward auf, um ihm den Auftrag der Dame zu erteilen, und folgte ihr dann in das Musikzimmer, überzeugt, mindestens den Anfang zu einem diesmal vielleicht besonders interessanten Reiseerlebnis gemacht zu haben.

Einer der Deckstewards suchte mit einem soeben eingelaufenen Telegramm Mrs. Cardet. Er fand die Dame auf Deck und übergab ihr die Depesche. Als der Bote sich entfernen wollte, forderte ihn Mrs. Cardet auf, zu warten. Sie bat die sie umgebenden Herren und Damen einen Augenblick um Entschuldigung und schrieb sofort ein Antworttelegramm, welches sie dem Boten mitgab. Dann wandte sie sich wieder zu ihren Bekannten, zu denen auch Mrs. Trulsen gehörte. „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, aber ich mußte den Morgengruß meines Mannes sofort beantworten, damit er umgehend Nachricht von mir erhält."

„Werden Sie diesen telegraphischen Verkehr mit Ihrem Herrn Gemahl während der ganzen Überfahrt nach Europa fortsetzen?" fragte einer der Herren.

„Gewiß, diese Gewohnheit eines täglichen telegraphischen, oder wenn es möglich ist, telephonischen Verkehrs pflegen wir all die langen Jahre, die wir verheiratet sind, selbst wenn wir uns auch nur auf kurze Zeit trennen müssen."

„Wie lange werden Sie dieses Mal von Ihrem Gatten getrennt sein?" fragte Mrs. Trulsen.

„Meine liebe Freundin, ich hoffe, höchstens sechs Wochen. Ich rechne bestimmt darauf, daß mein Mann mir in spätestens fünf Wochen nach Europa nachkommen wird."

Der zweite Steuermann, der vorüberging, lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich, indem er, auf die entgegengesetzte Seite des Promenadendeckses weisend, aus=

rief: „Hallo, meine Damen und Herren, ein Schiff, das aus Europa kommt!"

Die meisten der Passagiere hatten sich schon auf der anderen Seite des Decks versammelt, um nach dem angekündigten Schiffe Ausschau zu halten. Man konnte noch nicht erkennen, welcher Nationalität das entgenkommende Schiff angehörte, das seine Flagge noch nicht gehißt hatte.

Mr. Vanderbilt stand mit Mr. Hearst und Mr. Fosten Stackhouse, dem amerikanischen Polarreisenden, im Gespräch auf der Mitte des Promenadendecks, als das fremde Schiff gemeldet wurde.

„Kommen Sie, meine Herren, gehen wir auf die Kommandobrücke zum Kapitän," wandte sich Vanderbilt zu den beiden, „wir werden vielleicht einige interessante Neuigkeiten von dem entgegenkommenden Amerikafahrer hören."

„Darf ich mich anschließen, Mr. Vanderbilt?" fragte Frohmann, der soeben hinzukam und die letzten Worte gehört hatte.

„Gewiß dürfen Sie das, Mr. Frohmann, und nehmen Sie auch Ihren weiblichen Star, Miß Warfield, mit, die ich dort auf dem Liegestuhl sich entsetzlich langweilen sehe; wir wollen dann oben bei mir in meiner Kabine bei einem Glase Malaga eine gemütliche Plauderstunde veranstalten. Kommen Sie also, meine Herren!"

Er ging voraus, die anderen zwei folgten, während Frohmann Miß Warfield aufforderte, Vanderbilts Einladung anzunehmen und sich ihm anzuschließen. Miß Warfield war dazu nicht aufgelegt, ihr war, wie sie Frohmann erklärte, durch seinen Schützling, den jungen Russen, die Stimmung genommen.

„Ich war heute früh, wie immer vergnügt und lustig, kein Wunder bei diesem prachtvollen Wetter und dieser wundervollen Überfahrt," erzählte sie, „da muß mir Mr.

Andrejew einen Vortrag über den lieben Gott halten, und solch ein ungeschickter Steward muß einen an den Untergang der ‚Titanic' erinnern. Ist es da ein Wunder, Direktor, wenn man nachdenklich wird?"

„Begleiten Sie mich, Miß Warfield. In Gesellschaft von Mr. Vanderbilt und bei einem Glase Malaga werden Ihnen die trüben Gedanken schon vergehen."

Diese Aussicht, den Vormittag bis zum allgemeinen Frühstück in angenehmer Gesellschaft verbringen zu können, bestimmte die junge Dame leicht, der Aufforderung Mr. Frohmanns zu folgen. Als sie auf das Oberdeck kamen, fanden sie dort die Herren bereits um den Kapitän und Vanderbilt versammelt, welchem Frohmann Miß Warfield vorstellte, und der mit liebenswürdigen Worten seine Einladung, eine gemütliche Plauderstunde mit ihnen zu verleben, wiederholte. Dem Kapitän war die Dame bereits bekannt, war es doch nicht das erstemal, daß sie mit der „Lusitania" reiste.

Das entgegenkommende Schiff, ein großer Amerikafahrer, hatte inzwischen seine Flagge gehißt, es war die französische Trikolore mit den blauweißroten Farben. Gleichzeitig stieg an Bord der „Lusitania" die englische Flagge hoch. Der Kapitän gab darauf der Schiffskapelle den Befehl, den entgegenkommenden Dampfer mit der französischen Nationalhymne zu begrüßen. Ebenso ordnete er an, sofort das französische Schiff drahtlos zu befragen, ob es irgendwelche Neuigkeiten wüßte. Auf Vanderbilts Wunsch wurde noch die Frage hinüber gefunkt, ob es bei seiner Abfahrt von Frankreich irgendwie von deutschen Unterseebooten belästigt worden wäre. Der französische Dampfer hatte schon, sobald ihm die „Lusitania" in Sicht gekommen, gemeldet, daß er die „La Touraine" sei, auf der Fahrt von Calais nach New-York. Als die Schiffe jetzt auf die gleiche Höhe kamen, grüßten sie sich durch drei-

maliges Senken ihrer Flaggen. Die Kapelle der „Lusitania“ stimmte die Marseillaise an, deren Klänge durch den günstig stehenden Wind wohl bis zur „La Touraine“ gelangt sein mußten, denn man sah, wie die Mannschaften des französischen Dampfers auf dem Oberdeck antraten und dreimal die Mützen zur „Lusitania“ hinüberschwenkten, während der französische Kapitän mit mehreren Offizieren auf der Kommandobrücke salutierte. Vom Promenadendeck winkten die dort stehenden Passagiere lebhaft dem vorüberfahrenden Riesendampfer zu, von dem aus die Grüße erwidert wurden.

Bei den Klängen der Marseillaise hatte Vanderbilt unwillkürlich seine Mütze abgenommen. Der Kapitän folgte seinem Beispiel, während er leise sagte: „Jawohl, Mr. Vanderbilt, Sie haben recht, man muß vor den Farben, die da drüben fahren, tief den Hut abziehen, wenn man bedenkt, was Frankreich in diesem gewaltigsten aller Kriege für seine und seiner Verbündeten Ehre geleistet hat.“

Der dritte Offizier kam mit den Meldungen, welche von der „La Touraine“ eingegangen waren, und übergab sie dem Kapitän. Die beiden Dampfer hatten unterdessen einander passiert und setzten ihre Fahrt fort, die „La Touraine“ nach Amerika, die „Lusitania“ nach — — — Europa.

„Die ‚La Touraine‘ meldet,“ las der Kapitän der ihn umgebenden Gesellschaft vor, „daß sie kurz nach Verlassen des Hafens von Calais von einem deutschen Unterseeboot verfolgt, diesem aber durch schnelles Manövrieren entkommen sei. Das Unterseeboot habe nach einer kurzen Zeit die Verfolgung aufgegeben.“

„Wagen es diese deutschen Schiffe sogar bis an Frankreichs Küsten zu kommen?“ fragte entrüstet Vanderbilt.

„Ist das ein Wunder lieber Freund,“ fiel Hearst ein, „nachdem dieses Deutschland, das Verträge wie einen Fetzen

Papier behandelt, Belgien erobert und nun die besten Häfen an der belgischen Küste in der Hand hat?"

„Denken wir an den deutschen Unterseebootfahrer Weddigen, gewiß einer der schneidigsten Flottenoffiziere der deutschen Marine, auch ihn hat bald das Schicksal eines englischen Rammstoßes erreicht. Wer weiß, ob nicht der Verfolger der ‚La Touraine' schon längst auf dem Meeresboden von der Verfolgung eines französischen Postdampfers ausruhen muß", bemerkte hämisch Kapitän Thurner.

Ein neues Telegramm wurde dem Kapitän übergeben. Derselbe überflog es schnell, und war sichtlich bestürzt, als er es Vanderbilt überreichte. Dieser las laut vor: „Neuester Funkspruch aus Europa über New-York: Französischer Dampfer ‚Europa' torpediert. Englischer Fischdampfer ‚Fulgent' torpediert. Amerikanischer Dampfer ‚Gulflight' an den Scilly-Inseln von deutschem U-Boot torpediert."

Einen Augenblick sahen sich die Herren sprachlos an, man sah in Vanderbilts Augen den aufsteigenden Zorn. Voller Wut warf Kapitän Thurner das Telegramm, das ihm Vanderbilt zurückgegeben, fort, ein Windstoß entführte es. Vanderbilt richtete sich hoch auf: „Vergreifen sich diese Deutschen nun auch an der amerikanischen Flagge? Ich möchte nicht mehr Bürger der Vereinigten Staaten sein, wenn nicht bald das Sternenbanner mit Euren englischen Farben, mit Frankreichs Trikolore und Rußlands Fahnen zusammenweht, um diesen Friedensstörer der Welt in die Grenzen zurückzuweisen, die man ihn nie hätte überschreiten lassen sollen."

„Mr. Vanderbilt", fiel begeistert der Kapitän ein. „Darf ich Ihnen die Hand geben? Ich wollte, Amerika hätte Ihre Worte schon gehört, ich wollte, ganz England hörte sie."

„Ich danke Ihnen, Mr. Thurner, mein Wort darauf, England soll sie hören, wenn ich erst dort sein werde."

„In vier Tagen, Mr. Vanderbilt, sind wir in Liverpool, so wahr die ‚Lusitania' sicher vor diesen deutschen U-Boothelden die Meere durchfährt."

„Ich wollte, ich erlebte den Tag noch," bemerkte höhnisch lachend Vanderbilt, „wo es der Welt klar würde, daß die deutsche Flagge nichts mehr auf dem Meere zu suchen hat, damit endlich die Welt vor diesen deutschen Barbaren Ruhe hat."

Ein Diener kam und servierte Malaga. Man stieß auf Erfüllung der Wünsche des Gastgebers an.

Auf dem Promenadendeck saß Mrs. Cardet und sah dem Rauch des französischen Dampfers nach, der sich nun schon dem Horizont näherte. Ihre Gedanken eilten ihm voraus zu ihrem Gatten, von dem die „Lusitania" sie von Minute zu Minute weiter entfernte.

Aus dem offenen Fenster des Musikzimmers erklangen die letzten weichen Töne von Schumanns „Träumerei". Keßler, der Mrs. Hubhards Spiel geduldig zugehört hatte, fragte sie interessiert, von wem das letzte Musikstück sei.

„O," erwiderte diese mit Wehmut, „das ersann einer von denen, die man heute mit so großem Unrecht die deutschen Barbaren nennt. — Good morning, Mr. Keßler, jetzt entschuldigen Sie mich bitte, nun will ich aber doch meinen Mann von seiner Arbeit holen." Noch ehe der Amerikaner ihr danken konnte, ging sie.

Verständnislos sah er ihr nach. Ein deutscher Barbar hätte diese weiche schwermütige Musik geschrieben, bei der man tatsächlich so angenehm friedlich vor sich hinträumen konnte? Das verstand er nicht — — der Amerikaner.

8.

Das Diner der ersten Kajütenpassagiere war beendet, die Stewards hatten bereits Zigarren und Zigaretten herumgereicht. Die Kapelle, welche während der Tafel gespielt hatte, war mit ihrem Programm fertig und hatte die Galerie des Speisesaales geräumt. Die Passagiere verließen bereits zum Teil den Saal, um den schönen Abend auf Deck zu genießen. Es war so warm, daß man hätte glauben können, nicht am Anfang Mai, sondern im Hochsommer über den Ozean zu fahren. Die Fenster waren zum Teil geöffnet, um die erfrischende Abendluft hereinzulassen. Da auf der „Lusitania" für gewöhnlich nur an kleinen Tischen gespeist wurde, hatten sich die Gesellschaftsgruppen, die entweder zusammengehörten, oder sich durch Bekanntschaften und gegenseitiges Interesse zusammengefunden hatten, an gemeinsamen Tischen niedergelassen. Vanderbilt speiste am Tisch des Kapitäns mit Hearst, mit dem Polarreisenden Foster Stackhouse, mit dem mexikanischen Konsul Padilla und mit dem amerikanischen Sportsmann A.D. Loney zusammen. Das Ehepaar Hubhard hatte gemeinsam mit Keßler einen Eckplatz am Fenster belegt. Den Tisch, der sich in der Nähe desjenigen Vanderbilts befand, teilte Frohmann mit Miß Warfield und zwei amerikanischen Zeitungskorrespondenten, die von ihren Blättern nach Europa geschickt wurden, um Berichte von der West- und Ostfront der deutschen Heere zu senden. Abseits von den anderen speisten Mrs. Cardet und Mrs. Trullsen. In der Nähe

ihres Tisches neben der Ausgangstür hatten zwei Engländer ihren Platz, von denen man sich erzählte, daß der eine von ihnen eine neue Erfindung gemacht habe, die er jetzt in London dem englischen Kriegsministerium anbieten wolle.

Während Vanderbilt sich mit den anderen Herren noch bei einer Zigarre und einer Tasse Mokka weiter unterhielt, hatte der Kapitän sich erhoben, um den Saal zu verlassen. Einer der Engländer, die in der Nähe von Mrs. Cardet saßen, stand auf und sprach ihn an.

„Kapitän Thurner, haben Sie noch einen Augenblick Zeit für uns?"

„Womit kann ich Ihnen dienen, Mr. Grattan?" antwortete dieser liebenswürdig wie stets, indem er zu den Engländern herantrat.

„Nehmen Sie bitte nur fünf Minuten hier bei uns Platz, und erlauben Sie mir eine Frage."

„Bitte Mr. Grattan?"

„Nicht wahr, ich irre mich doch nicht, Kapitän, wenn ich annehme, daß Mr. Vanderbilt, unser vornehmster Passagier, ein aufrichtiger Freund unserer englischen Interessen ist, die wir in diesem Kriege vertreten?"

„Ich kann mir kaum denken, daß irgend jemand in Amerika mehr der englischen Sache zugetan ist, als Mr. Vanderbilt", entgegnete Thurner.

„Sie bestätigen nur meine Ansicht. Würden Sie wohl die Güte haben, Kapitän, mich mit Mr. Vanderbilt bekannt zu machen? Sie kennen mich ja lange genug, um zu wissen, daß ich den Herrn nicht unnütz belästigen werde. Vielleicht mache ich sogar Mr. Vanderbilt ein Vergnügen, wenn ich jetzt mit einer kurzen Frage an ihn herantreten dürfte."

„Wenn Sie wünschen, teile ich ihm sofort Ihre Bitte mit, und ich zweifle nicht, daß er Ihnen Gehör schenken wird."

„Aber bitte nicht sofort, ich möchte Mr. Vanderbilt jetzt nicht stören; auch wäre es mir gar nicht angenehm, wenn die anderen Herren an seinem Tische erfahren, daß ich um die Bekanntschaft Mr. Vanderbilts gebeten habe. Vielleicht finden Sie im Laufe des Abends oder morgen eine Gelegenheit, ihm meine Bitte, mir eine kurze ungestörte Zusammenkunft zu gewähren, vorzutragen."

„Sehr gern, Mr. Grattan, sobald ich Mr. Vanderbilt einen Augenblick allein sprechen kann, werde ich Ihren Wunsch erfüllen. Und wo finde ich Sie, falls sich noch heute abend die Gelegenheit dazu bietet?"

„Ich werde mit Mr. Bungan im Rauchsalon Schach spielen, Sie treffen mich dort bis 11 Uhr nachts."

„All right. Ich sende Ihnen dann für den Fall, daß Mr. Vanderbilt Sie noch heute sprechen will, eine Nachricht." Er erhob sich.

„Besten Dank, Mr. Thurner, und Sie wissen, zu Gegendiensten stets bereit."

Der Kapitän ging. Vor dem Speisesaal traf er Frohmann und Miß Warfield in lebhaftem Gespräch. Als die Dame ihn erblickte, wandte sie sich zu ihm. „Mr. Thurner, seien Sie galanter, als mein jeder Ritterlichkeit barer Tischherr, der jetzt Whist spielen will, während ich noch einen Spaziergang in der prachtvollen Abendluft vorgeschlagen habe."

„Miß Warfield, ich muß zwar in zehn Minuten in mein Bureau, um den Abendrapport entgegenzunehmen, aber zu einem kurzen Spaziergang stelle ich mich mit größtem Vergnügen zur Verfügung, wenn Sie mich alten Seebären Ihrer charmanten Gesellschaft für würdig halten."

Galant reichte er ihr den Arm.

„Kapitän Thurner, als Dank für Ihre liebenswürdige Vertretung verspreche ich Ihnen von heute ab meine sämtlichen Gewinne im Whist zu sparen, um Ihnen dann aus

London für die übernächste Rückfahrt nach New-York, die ich wieder mit Ihrer 'Lusitania' machen werde, ein Fernrohr mitzubringen, mit dem Sie die deutschen Unterseeboote sogar bei Nacht unter dem Wasser entdecken können.

„O, Mr. Thurner, da müssen Sie noch lange warten, denn, soviel ich weiß, verliert Mr. Frohmann im Whist fast immer", bemerkte schelmisch Miß Warfield.

„Das kommt aber nur davon, Miß, weil ich immer so fabelhaftes Glück bei liebenswürdigen Damen habe", erwiderte Frohmann.

„Kommen Sie, Kapitän, Ihre zehn Minuten sind sonst um, noch bevor wir unsern Spaziergang angetreten haben."

Sie ging mit dem Kapitän auf das Promenadendeck, während Frohmann den Spielsalon aufsuchte, um dort seine allabendliche Whistpartie zu machen.

Schon näherte sich die Sonne dem Horizont im Westen, die großen weißen, langgestreckten Windwolken, welche am Himmel langsam dahinzogen, wurden von ihr noch einmal mit vollem Glanze bestrahlt, so daß es aussah, als wäre dort oben ein zweites goldenes Meer, welches sich in den dunklen Wellen des Ozeans spiegelte. Das Wasser war ruhig, kaum daß man ein leises Anschlagen der Wogen an das Schiff hörte. Auf dem Promenadendeck gingen plaudernd und scherzend die Passagiere spazieren, des herrlichen Abends sich freuend. An der Spitze des Schiffes hörte man vom Zwischendeck her auf einer Ziehharmonika lustige Tänze spielen. Bei den Klängen der Musik drehten sich dort fröhliche Paare.

Der Kapitän, dessen freie Zeit abgelaufen war, mußte sich bald von Miß Warfield verabschieden, um seinen Pflichten nachzugehen. Sie setzte allein ihren Spaziergang fort, von Zeit zu Zeit stehenbleibend.

Die goldenen Strahlen der scheidenden Sonne verwandelten sich allmählich in Abendrot. In der Nähe des Schiffes auftauchend, trieben übermütige Fische ihr lustiges Spiel, sich überschlagend, wie einen letzten Abschiedsgruß zum Himmel sendend, um dann unterzutauchen und bald darauf an anderer Stelle wieder zu erscheinen. —

Weitergehend sah sie interessiert einige Minuten lang der Arbeit des Navigations-Offiziers zu, der mit zwei Matrosen die Lotungen der Meerestiefe vornahm. Die leisen Klänge eines Instrumentes zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich, als sich dieselben zu einer schwermütig weichen Melodie vereinten, die ihr nicht unbekannt schien, die sie schon einmal gehört haben mußte, wenn sie sich auch nicht gleich entsann, wo dies gewesen sein konnte. Sie ging bis zur Ecke des Promenadendecks, um nach dem Musikanten Ausschau zu halten, der dort seine Weise erschallen ließ und fand hier allein für sich Andrejew. Er mußte gemalt haben, denn seine Staffelei mit dem Farbenkasten lag sorgfältig zusammengepackt neben ihm, während er, auf einem Feldstuhl sitzend, das Instrument spielte, dessen Klänge die Aufmerksamkeit von Miß Warfield erregt hatten. Er brach sein Spiel ab, erhob sich und begrüßte artig die junge Dame.

„Schon wieder allein, Mr. Andrejew?" redete sie ihn an. „Man sieht Sie ja nie in Gesellschaft. Kaum, daß man Sie einmal im Speisesaal zu sehen bekommt; im Musikzimmer oder gar Rauch- und Spielzimmer habe ich Sie überhaupt noch nicht bemerkt."

„Ich kenne außer Ihnen, Miß Warfield und Mr. Frohmann, niemanden von den Passagieren, und vermeide es, mich Fremden unaufgefordert anzuschließen."

„Sie arbeiten, wie es scheint, beständig, Mr. Andrejew. Gestern morgen traf ich Sie mit Ihrem Skizzenbuch, heute in der Mittagsstunde saßen Sie mit zwei großen Büchern

auf Deck und studierten eifrig, wobei Sie sich ab und zu Notizen in Ihr Heft machten. Sie waren so in Ihre Arbeit vertieft, daß Sie mich nicht einmal vorübergehen sahen; und hier liegen wieder Ihre Malutensilien. Haben Sie so spät noch gearbeitet?"

„Ja, ich benutzte das schöne Wetter, um die wundervollen Farbenspiegelungen der Natur festzuhalten, denn wer weiß, ob ich noch einmal im Leben all das zu sehen bekomme, was uns in diesen Tagen das Meer und der Himmel an Schönheit bieten."

„Und akkompagnieren Ihre Einsamkeit, wie es scheint, mit Ihren musikalischen Einfällen? Sind Sie denn auch Musiker? O, und was haben Sie hier für ein sonderbares Instrument? Darf ich es ein wenig näher ansehen?"

Andrejew reichte es der jungen Dame. Es war eine russische Balalaika.

„Ein Instrument aus Ihrer Heimat, nicht wahr?" fragte sie interessiert.

„Ja, es wird gern bei uns in Rußland gespielt. Es gehörte meinem Vater, der in Sarai Postmeister war."

„Leben Ihre Eltern noch, Mr. Andrejew?"

„O nein, Miß Warfield. Ich habe keine Eltern mehr. Meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war, und während ich in Petersburg studierte, verlor ich meinen Vater."

Für einen Augenblick streiften die Gedanken der jungen Künstlerin ihr Heimathaus, sie sah ihre fröhliche Jugend, ihren Vater, ihre Mutter, und ein Gefühl der Dankbarkeit, daß sie noch lebten, überkam sie. Nach einer Pause fügte sie, wie um abzulenken, hinzu: „Und das Lied, das Sie soeben spielten? Waren das Ihre eigenen musikalischen Gedanken?"

„Nein. Kennen Sie nicht das schöne russische Volkslied ‚Der rote Sarafan'?"

„Leider nicht, Mr. Andrejew. Wenn man, wie ich, als

amerikanische Schauspielerin im Durchschnitt in zehn Monaten dreihundertmal auf der Bühne stehen muß, jeden Sonnabend zweimal, da hat man keine Zeit, und auch wenig Sinn, sich mit der Kunst und der Musik fremder Völker zu beschäftigen. Aber gefallen hat mir Ihr Lied, sehr gefallen. — Spielen Sie mir bitte noch eines vor. Kommen Sie, ich setze mich auf Ihren Feldstuhl, und Sie sich mir gegenüber auf die kleine Bank. So, — und nun zaubern Sie mir Ihre russische Heimat hierher auf den Atlantischen Ozean."

Bereitwillig folgte der junge Russe ihrer Aufforderung. Nach den ersten Akkorden der Balalaika setzte er mit voller weicher Stimme ein:

„Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen
Und einen jungen Postillon?
Von weitem höret man ihn klagen
Und seiner Glocken hellen Ton."

Seine Augen schweiften bei dem Gesang in weite Fernen, weitab von dem Wege, den er jetzt fuhr. Miß Warfield wurde unwillkürlich von dem schwermütigen, tiefempfundenen Liede des jungen Mannes ergriffen, und als er geendet hatte, konnte sie nicht sogleich ihren alten lustigen Ton wiederfinden. Sie sah vor sich hin in Gedanken auf das Meer, während Andrejews Hände noch immer seinem Instrument leise Klänge entlockten.

„Waren Sie immer so allein in Ihrem Leben, Mr. Andrejew?" fragte sie nach längerem Schweigen, während ihre Augen teilnahmsvoll auf den jungen Mann blickten.

Ein wehmütiges Lächeln zog über sein Gesicht.

„O nein, Miß", antwortete er leise und wie verträumt. „Als ich diese Lieder in meiner Heimat singen lernte, dachte ich nicht daran, daß ich einmal mutterseelenallein über das große Weltmeer fahren würde. Wohl

lernte ich auch bei uns die große Einsamkeit kennen, so oft ich mit meinem Vater nach dem Tode der Mutter über die großen Steppen Rußlands hinfuhr. Mein Vater hatte von Sarai aus die Postpakete in die kleinen russischen Dörfer zu besorgen, die da so weit zerstreut lagen, und zu denen noch keine Eisenbahn von Minsk führte. Wie oft habe ich da mit meinem Vater an schönen Sommerabenden vor dem Kabak, dem russischen Dorfkrug, gesessen und gelauscht, wenn die Bauern auf ihren Balalaikas ihre schwermütigen Weisen erklingen ließen. Wie oft habe ich an das weite Meer gedacht und es mir vorgestellt, wenn ich mit dem Vater auf der Troika die einsamen Feldwege fuhr, und sich die ungeheuren Kornfelder stundenweit, endlos vor uns ausdehnten. Wie oft habe ich an die Wellen des Meeres gedacht, wenn der Wind über die unübersehbaren Felder strich und sie auf und nieder wogten in schönen weichen Linien."

Mit großen verständnisvollen Augen hörte das junge Mädchen zu. Das Abendrot verschwand langsam am Himmel, die Dämmerung begann, auf dem Schiff sah man die Fenster sich erhellen. Die Signallaternen wurden an Bord angezündet.

„Es wird kühl werden, Miß Warfield, wollen Sie nicht lieber aufbrechen? Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie bis zum Konversationssaal."

„O no. Wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, lassen Sie uns noch hier zusammensitzen und erzählen Sie mir noch mehr. Sie erzählen so hübsch, Mr. Andrejew. Ich knöpfe meinen Mantel zu und über die Füße ziehe ich das Segeltuch, das hier aufgerollt liegt." Der junge Mann war ihr dabei behilflich. „Danke, nun ist mir warm, und vor dem Winde sind wir geschützt, weil er uns entgegenweht", sie lehnte sich behaglich zurück. „Und nun lassen Sie mich bitte weiter hören von Ihrer Heimat und von Ihrem

Leben. Wie kommen Sie in so jungen Jahren zu uns nach Amerika? Verzeihen Sie mir, ich will Ihnen nicht weh tun, aber ist es wahr, daß Sie als Revolutionär Ihr Vaterland haben verlassen müssen?"

„Ja, es ist wahr."

Und nach kurzem Nachdenken begann er:

„Weil ich nicht unbegabt gewesen sein soll, gelang es meinem Vater, dem die Mittel dazu fehlten, eine Stellung als Freischüler für mich zu erwirken, so daß ich in der großen Gouvernementsstadt das Gymnasium besuchen konnte. Von dort kam ich nach St. Petersburg auf die Universität, ebenfalls auf Grund eines Stipendiums."

„Aber wie war es nur möglich, daß Sie so jung schon in eine so schlimme Lage kommen konnten, daß Sie in revolutionäre Umtriebe verwickelt wurden?"

„Das würden Sie als freie Amerikanerin nicht verstehen können, wie darin ein Verbrechen liegen soll, daß junge intelligente Menschen zusammenkommen, und ihre Gedanken darüber austauschen, wie es möglich zu machen ist, auch zu den Landsleuten, die fern von den großen Städten leben müssen, geistige Bildung zu bringen, damit auch diese ihren Wert als Menschen erkennen lernen und nicht mehr ihr Leben ohne Sinn und ohne Verstand zu leben brauchen. Wenn junge Leute, die nichts Schlechtes, nur Gutes wollen, sich dann von denen, die ein Interesse daran haben, die große Masse in Dummheit und geistiger Armut zu erhalten, belehren lassen sollen, daß ihre Menschenbeglückungsideen falsch und verkehrt sind. Wenn diese jungen Leute fühlen, daß sie gröblich getäuscht und belogen werden, dann kommt zunächst der stille Unwille, bald aber wächst er zur Empörung über die ungeheuerliche Knebelung des geistigen Lebens eines Volkes, das so hoch begabt ist wie das russische. Man wird zu passivem, dann zu aktivem Widerstand getrieben, und eines Tages

droht einem Schlimmes, wenn man nicht rechtzeitig von ehrlichen Freunden gewarnt wird, um nicht sein junges Leben in den Bergwerken Sibiriens verbringen zu müssen, nur weil man Gutes für seine Mitmenschen erstrebt hat."

„Und warum fahren Sie jetzt zurück nach Europa, Mr. Andrejew?"

„Weil ich mir denke, daß unter den ungeheuren Schicksalsschlägen, die in diesem Kriege mein Vaterland schwer getroffen, und die es noch treffen werden, auch für unser armes russisches Volk der Tag kommen muß, an dem es für Rußland ein Erwachen aus dem Dunkel gibt, in welchem es absichtlich von wenigen Reaktionären gehalten wird. Und da möchte ich gern dabei sein. Ich weiß, daß ich mit Gleichgesinnten in Frankreich, wohin ich zunächst gehe, noch werde warten müssen, ehe ich in mein Vaterland zurück kann. Aber kommen wird die Stunde sicher. Das glaubt mit mir noch mancher, der sein Volk aufrichtig lieb hat."

„Sie haben recht, Mr. Andrejew, ich kann das, was Sie mir da erzählen, nicht verstehen. Für unsereinen, der von Jugend auf unabhängig, selbständig aufgewachsen ist, der reden konnte, was er wollte, der tun konnte, was ihm paßte, kommt das, was Sie mir da erzählen, wie aus uralten Zeiten vor, aber nicht wie von heute."

„Das Unverständlichste aber, Miß Warfield, ist, daß so aufgeklärte Völker wie das französische und das englische mit dem dunkelsten reaktionären Rußland zusammengehen, um eine Welt zu bekämpfen, die wie das deutsche Volk all das Licht schon hat, in seinem geistigen Leben all die Helle schon besitzt, von der in meinem Vaterlande noch nicht einmal ein Schimmer vorhanden ist, die bei uns noch schlummern muß, weil sie mit brutaler Faust unterdrückt wird."

Der junge Russe hatte sich in starke Erregung hin=

eingeredet. Er gefiel Miß Warfield immer mehr, ihr Interesse an dem jungen Mann wuchs. Gern hätte sie sich noch länger mit ihm unterhalten, aber sie wurden durch mehrere Matrosen gestört, die dort, wo die jungen Leute saßen, eine Arbeit vorzunehmen hatten. Miß Warfield erhob sich, Andrejew nahm seine Malutensilien und sein Musikinstrument, und beide gingen nachdenklich das Promenadendeck entlang, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Als die junge Dame bald von einem Bekannten angeredet wurde, empfahl sich Andrejew. Sie reichte ihm zum Abschied lebhaft die Hand. Man merkte es ihr an, daß die Worte des jungen Mannes sie stark beschäftigten. Nicht mehr in der Stimmung, heute noch die übliche oberflächliche Unterhaltung mit ihren Bekannten zu führen, ging sie frühzeitig in ihre Kabine, wo sie noch lange zum Fenster hinaus träumte auf das Meer, dessen kleine weiße Wellenkämme im Mondschein hell aufleuchteten.

Im Spielzimmer war regster Betrieb. Es war voll besetzt, trotzdem herrschte ziemliche Stille, weil fast alle anwesenden Herren dem Spiele oblagen. Die einen spielten Schach, die andern Hasard. Mr. Frohmann hatte im Whist mehrmals beträchtlich verloren, was ihn aber nicht abhielt, mit einem der ihm bekannten Passagiere eine ziemlich hohe Wette darüber abzuschließen, daß innerhalb 48 Stunden die „Lusitania" von verschiedenen englischen Torpedobooten und Kreuzern umgeben sein werde, um unter deren Schutz das Kriegsgebiet zu durchfahren. Andere hielten dagegen, indem sie behaupteten, daß die „Lusitania" solches Schutzes völlig entbehren könne, weil ihr Schutz ihre Schnelligkeit und ihr stabiler Bau seien.

An einem der Spieltische saß Mr. Grattan mit Mr. Bungan beim Schach. Er hatte um 8½ Uhr abends einen Zettel des Kapitäns erhalten, auf welchem Thurner ihm

mitteilte, daß Mr. Vanderbilt für diesen Abend 1/2 10 Uhr Mr. Grattans Besuch in seiner Kabine erbäte. Er sah nach der Uhr. Es war noch Zeit, er konnte also sein Schachspiel fortsetzen.

Im gegenüberliegenden Musikzimmer waren nur wenige Gäste anwesend. Mrs. Hubbard und Keßler hatten in einer Nische Platz genommen. Dieser leistete der Lady noch ein wenig Gesellschaft, nachdem deren Gatte sich entschuldigt hatte, um an seine Arbeit zu gehen, welche er bis zu seiner Ankunft in Europa beendigen wollte. Mrs. Hubbard hatte zunächst noch ein wenig musiziert, hörte aber bald auf, als auch einige andere Besucher den Musiksalon betraten. Sie erzählte Keßler dann von ihrem glücklichen Familienleben in ihrem hübschen gemütlichen Heim, das sie in Bronx, dem schönen Vorort von New-York, aufgeschlagen hatten. Ihre Augen leuchteten, als sie von ihren zwei Kindern sprach, die ihr ganzer Stolz waren. Sie konnte überaus lebhaft und anschaulich die vergnügten Stunden schildern, welche sie mit ihren Lieblingen Grace und Paul verbrachte, wenn sie drei den Bronx-Park, den großen Zoologischen Garten New-Yorks, durchstreiften. Der Liebling ihres Jungen sei der große Grislybär im ersten Zwinger, den Paul bei seinen Besuchen stets mit Zucker und Brot fütterte, was der Tolpatsch, auf zwei Füßen stehend, immer erst erbitten müßte. Graces ganze Freude dagegen seien die Affen, diesen brächte sie stets Bananen mit, um dann unbeweglich zuzusehen, wie die Tiere die Frucht sorgfältig und umständlich von der Schale befreiten. Keßler hörte scheinbar auf das lebhafteste interessiert zu, ihn reizte die junge hübsche Frau. Ein Flirt mit ihr erschien ihm immer begehrenswerter. Es war ihm bekannt, daß die Hubbards nach Baden-Baden zur Kur wollten. Er hatte in London, Paris, Zürich, Bern, Genf Geschäfte, da konnte er von der Schweiz

aus leicht einen Abstecher nach Baden-Baden machen, um dort eventuell fortzusetzen, wozu er hier auf der Seereise nach seiner Meinung schon den Anfang gemacht hatte. Er kannte so manche Dame auch aus guter Gesellschaft, die einen freundschaftlichen Verkehr mit ihm, dem eleganten, stets liebenswürdigen, stets lustigen Gesellschafter gern sah. Er hatte immer Zeit, während so mancher Ehemann in den Kreisen, in denen er ein und aus ging, geradeso wie hier Mr. Hubhard, den größten Teil des Tages durch seine Arbeit in Anspruch genommen war. Er, Keßler, aber hatte immer Zeit, arbeitete selten, außer, wenn er mal wie jetzt nach Europa reiste, um den großen Filialen, die sein Riesengeschäft in Europa hatte, einen kurzen Besuch abzustatten, und um sich einmal im Jahre dort kurze Zeit zu zeigen. Er nannte das Kontrolle ausüben. In Wahrheit hielt er sich dort nur so lange auf, als es nötig war, die für ihn dort eingelaufene Korrespondenz zu lesen und zu erledigen. Für alles andere hatte er seine Vertreter, welche die Geschäfte zum Besten leiteten. Man merkte das an den, trotz der schweren Zeiten, glänzenden Einkünften seines Hauses.

Er war jetzt schon drei Tage hintereinander mehrere Stunden mit der hübschen kleinen Frau allein gewesen, und sie hatte ihm die Zeit durch ihre lustige Plauderei angenehm vertreiben helfen. Wenn sie am Flügel saß und musizierte, er gegenüber in einem der bequemen Ledersessel, dann hatte er so manches Mal Betrachtungen angestellt über Mrs. Hubhards entzückendes Ohr, über den schönen Arm, dessen plastische Formen sich deutlich durch die anliegende Seidenbluse abzeichneten. Er hatte mit besonderem Vergnügen die elegante weiße Hand der Lady beim Gutenmorgengruß und beim Abschiednehmen am Abend geküßt. Daß er seinerseits irgendwelchen Eindruck auf Mrs. Hubhard gemacht, hatte er zwar nicht be-

merkt, war ihm aber auch ganz gleichgültig, denn das war für ihn selbstverständlich. Er kannte keine Frau, der er nicht gefallen hätte.

Als er jetzt die Gesellschaft das Musikzimmer verlassen sah, und er mit seiner Dame allein in demselben zurückblieb, benutzte er die Gelegenheit, die Rede auf Mr. Hubhards große Arbeitslast zu bringen, die ihn soviel von seiner Gattin und den Kindern fernhielte.

„Und wirklich nur die Musik läßt Sie die Einsamkeit ertragen?" fragte er teilnahmsvoll. „Nichts, gar nichts wäre imstande, Ihnen die Zeit angenehm zu verkürzen?"

„Nein, noch nicht einmal der Gedanke daran ist mir gekommen. Schon im Elternhause habe ich gelernt, meine Freude nur im Familienleben zu suchen. Noch heute sehe ich in unserer kleinen Villa in der Neckarstraße in Stuttgart meine Eltern vor mir, die alles Schöne und alles Traurige, was ihnen das Leben geboten hat, gemeinsam getragen haben. Auch mein Vater hatte sehr viel in seinem großen Betriebe, den er leitete, zu tun, auch er konnte nur wenige Stunden am Tage der Familie widmen, aber ich erinnere mich noch heute, daß meine Mutter allein und ohne meinen Vater niemals Vergnügungen aufgesucht hat."

„Ja, aber um Gottes willen, Mrs. Hubhard, das muß doch für eine so junge Frau wie Sie entsetzlich langweilig sein. Wozu lebt man denn schließlich, wenn man sein Leben nicht einmal in so jungen Jahren genießen soll?"

„O nein, Mr. Keßler, das ist nicht langweilig, das ist schön. Wie mein Mann seine Lebensfreude in seinem Beruf und in seinem Heim sucht, so finde ich meine einzige Freude darin, ihm und meinen Kindern dieses Heim so schön und so behaglich wie möglich zu gestalten. Für mich gibt es nichts Schöneres und kein begehrenswerteres Glück, als das ungetrübte Zusammensein in den wenigen

Stunden, die mein Mann seiner Familie widmen kann. Und überlegen Sie sich noch einmal heute abend, wenn Sie allein sind, alles das, was ich Ihnen soeben gesagt habe." Sie sah nach der Uhr, deren Zeiger um ein bedeutendes vorgerückt waren, und erhob sich.

„Bitte, begleiten Sie mich bis zu unserer Kabine, Mr. Keßler. Es wird Zeit. Ich will meinen Mann noch zum Spaziergang abholen, den er mit mir jeden Abend nach Erledigung seiner Arbeit macht."

Keßler verstand, und schweigend begleitete er sie. Als er ihr „Gute Nacht" gewünscht und allein über das Deck zum Rauchsalon hinbummelte, um dort noch, bevor er seine Kabine aufsuchte, ein Spielchen zu machen, dachte er über das nach, was er soeben gehört, und mußte zu seinem Ärger sich sagen, daß hier bei dieser Frau, mit der er so gern einen kleinen Flirt gehabt, seine Unwiderstehlichkeit zum erstenmal gänzlich versagt hätte. „Bah, deutsches Familienleben und deutsche Langweiligkeit", brummte er vor sich hin. An dem Eingang zum Treppenhaus, das zum Rauchsalon führte, traf er Vanderbilt und Hearst, die soeben das Deck betraten.

„Hallo, meine Herren, leisten Sie mir noch eine halbe Stunde Gesellschaft?"

„No, Mr. Keßler, ich habe um einhalb zehn Uhr in meiner Kabine noch eine Besprechung und will vorher noch einige Anordnungen geben", erwiderte Vanderbilt. „Und ich will noch heute einen kurzen Artikel über unsere ‚Lusitania'-Fahrt schreiben, den ich der ‚Times' versprochen, und der morgen mittag drahtlos direkt vom Schiff aus nach London weitergegeben werden soll." Damit verabschiedeten sich die beiden Herren von Keßler. Sie machten beide noch einen kurzen Spaziergang und trennten sich bald.

Mr. Vanderbilt wurde von seinem Sekretär erwartet,

mit dem er noch arbeiten wollte. Dieser teilte ihm unter anderem mit, daß sich der Sportsmann Mr. Loney erkundigt habe, ob Mr. Vanderbilt Verwendung für seinen Araber hätte, den er verkaufen wollte, da er das Pferd in diesem Jahre doch nicht laufen lassen könne. Vanderbilt, dem der Sekretär auf Befragen mitteilte, daß das Pferd zur Besichtigung in Loneys Stalle in Aldershot bei London zur Verfügung stehe, erklärte sich bereit, das Pferd anzusehen, sobald er jetzt nach London käme. Am 12. Mai hätte er Zeit dafür. Der Sekretär notierte das Datum. Vanderbilt gab ihm dann noch drahtlose Telegramme zur Abfertigung an Mrs. Vanderbilt in New-York und an seinen Bankier in Paris mit. Ferner übergab er ihm Depeschen an das englisch-belgische Syndikat, dem die Petroleumquellen in Galizien gehörten, welche durch die Erfolge der Deutschen dort in die Gefahr kamen, wieder in österreichisch-deutsche Hände zu fallen. Vanderbilt war mit einem großen Kapital Mitbesitzer der Quellen. An den Expräsidenten Roosevelt ließ er ein Telegramm mit der Frage aufgeben, wie sich dieser zu der neuerlichen Torpedierung zweier amerikanischer Handelsschiffe durch die deutschen Unterseeboote stelle. Er, für seine Person, teilte Roosevelt seine größte Entrüstung über dieses Vorgehen der Deutschen gegen amerikanisches Eigentum mit. Die ihm nahestehende New-Yorker Zeitung „Sun“ forderte er auf, sofort einen möglichst scharfen Artikel gegen die Torpedierung amerikanischer Schiffe durch deutsche Unterseeboote schreiben zu lassen. Die Uhr schlug einhalb zehn. Der Diener meldete Mr. Grattan. Vanderbilt entließ seinen Sekretär mit dem Auftrag für seinen Kammerdiener, dieser sollte ihn in der Schlafkabine um zwölf Uhr erwarten. Der Sekretär ging. Auf einen Wink ließ der Diener Mr. Grattan eintreten.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Mr. Grattan?

Und, wie mir Kapitän Thurner sagte, in einer wichtigen Angelegenheit, die Sie diskret behandelt zu sehen wünschen. Bitte, nehmen Sie Platz. Ich stehe zur Verfügung."

Beide Herren setzten sich.

„Sie sind, soviel ich weiß, kein Freund von vielen Worten, Mr. Vanderbilt", begann Grattan.

„Sie haben recht. Sind Sie Engländer oder Amerikaner?"

„Ich bin englischer Untertan, Mr. Vanderbilt, und als solcher habe ich die Pflicht, englisch zu denken und zu fühlen. Ich weiß aus den anglophilen Kreisen Amerikas, mit denen ich enge Beziehungen habe, daß Sie ein Freund der englischen Interessen sind. Deshalb wende ich mich an Sie."

Vanderbilt, der interessiert zugehört hatte, unterbrach ihn: „Sie sind richtig über meine Gesinnung unterrichtet. Ich bin Amerikaner, aber ich will nicht, daß England in diesem Kriege, der hauptsächlich um die Suprematie Englands in der Welt geht, auch nur gefährdet werde, zum wenigsten von Deutschland, das überallhin seine Fühler streckt. Ich respektiere deutsche Tüchtigkeit, aber ich will nicht, daß Deutschland noch größer werde. England und Amerika gehören die Meere, gehört der Welthandel. Warum muß sich die deutsche Flagge überall in der Welt bemerkbar machen? Das ist mein Standpunkt, und diesen Standpunkt in diesem Kriege nehmen drei Viertel der Amerikaner ein. Sie sehen, ich vertrete das Interesse Ihres Landes, Sie können also offen mit mir reden. Es versteht sich von selbst, daß das, was Sie mir sagen, unter uns bleibt."

Grattan verneigte sich dankend.

„Meine Bitte an Sie geht dahin, mir eine besondere Empfehlung an Lord Kitchener zu geben. Ich bin bereits dem englischen Kriegsministerium empfohlen, man erwartet mich dort, aber, wie überall nehmen auch im englischen Kriegsamt die amtlichen Wege sehr viel Zeit in Anspruch, und das möchte ich vermeiden."

„Um was handelt es sich?“

„Um eine Erfindung, die ich gemacht, und welche ich dem englischen Heere zur Verfügung stellen will, weil ich weiß, daß ich ihm damit dienen kann.“

„Die Munition betreffend? Lassen Sie mich hören. Liefert Amerika seinen Freunden jenseits des Meeres noch nicht genug“, setzte er mit kalter Ironie hinzu.

„Meine Erfindung ist nicht so mörderisch, Mr. Vanderbilt, wie amerikanische Munition. Aber vielleicht noch wirksamer. Die Deutschen sind uns mit der Erfindung erstickender Gase vorangegangen, um unter dem Schutz von giftigen Gaswolken unsere Linien zu attackieren. Meine Erfindung mordet nicht, erstickt nicht den Gegner, aber — — blendet ihn.“

Vanderbilt sah seinen Gegner fragend an.

„Verstehen Sie mich recht, Mr. Vanderbilt. Ich habe ein chemisches Präparat erfunden und erprobt, das nicht erstickt, das nicht tötet, dessen Zerstäubung nur auf die Augen wirkt und ihnen die Sehkraft nimmt.“

Eine Pause trat ein, eine Pause des Entsetzens, das selbst den kalten Amerikaner einen Augenblick erstarren machte. Er brauchte einige Minuten, um das Grausige völlig erfassen zu können. Der Engländer schwieg und wartete ruhig die Antwort Vanderbilts ab. Er hatte wohl bemerkt, daß seine Erfindung auf den überlegen kalten Mann einen starken Eindruck ausgeübt hatte. Endlich begann Vanderbilt:

„Also — die Menschen, — welche den Rauch Ihres Präparates in die Augen bekommen, — — müssen — erblinden?“

„Müssen erblinden. Ihre Sehkraft wird für immer zerstört.“

„Und Sie haben Ihr Präparat schon als wirksam erprobt?“

„Jawohl, Mr. Vanderbilt, und meine Experimente haben den stärksten Erfolg gehabt."

„Das ist allerdings eine satanische Erfindung, Mr. Grattan." —

„Es ist nur ein Zerstörungsmittel mehr, die der moderne Krieg hervorgebracht, hat aber den Vorzug, kein Mordinstrument zu sein, das entsetzliche Wunden schlägt, verstümmelt, mordet."

„Nein, es raubt nur das Augenlicht", ergänzte leise Vanderbilt. Ein Schauer überlief ihn. „Kennt das englische Kriegsamt schon Ihre Erfindung?"

„Nein; meine Erfindung ist ihm allerdings als eine sehr bedeutende bisher nur annonciert, aber kennen tut sie außer Ihnen, Mr. Vanderbilt, noch niemand."

„Und die Herstellung ist nicht übermäßig schwer?"

„In spätestens acht Wochen können die verbündeten Heere damit ausgerüstet sein, wenn auf dem Kriegsamt in London keine Verschleppung eintritt, und deshalb muß verhindert werden, daß die Sache ihren vorschriftsmäßigen Instanzenweg geht. Meine Bitte an Sie, Mr. Vanderbilt, geht dahin, mir eine Empfehlung an den Ihnen bestens bekannten Lord Kitchener zu geben, auf dessen Anordnung die Ausführung meiner Erfindung im größten Maßstabe in ganz kurzer Zeit möglich sein wird."

„Die allerdings dem englischen Heere eine Waffe schafft, welche Grauen und Entsetzen bei den Deutschen hervorrufen wird, nein, nicht allein dort, auch in der ganzen Welt. Wie viele ihrer Opfer werden ihre Kameraden beneiden, die amerikanische Munition zu Staub zermürbte, tötete. Die Folge Ihrer Erfindung wird für Tausende und Abertausende ein Lebendigbegrabensein in ewiger Nacht bedeuten, Ihr Name aber ein Fluch sein für alle."

Der Engländer antwortete nicht. Er rauchte ruhig seine Zigarette, die ihm Vanderbilt bei Beginn des Gespräches

angeboten. Dieser stand auf und trat an das Kajütenfenster, von dem aus man den sternenübersäten Nachthimmel sehen konnte. Einen Augenblick dachte er an die, welche diese Sterne nie mehr sehen könnten, wenn die neue grausige Erfindung Grattans beim englischen Heere eingeführt sein würde. Aber nur ganz kurze Zeit dauerte diese weiche Regung. Dann traten seine alte Abneigung gegen die deutsche Sache, seine Vorliebe für Englands Farben, sein unerschütterlicher Wille, daß Deutschland nicht Herr über Englands Weltmacht werden dürfe, wieder in ihr altes Recht. Er war einig mit sich und entschlossen, auch dieses grausigste aller Mittel zum Kampf gegen die deutschen Soldaten nach Möglichkeit zu fördern. Er wandte sich zu seinem Besucher.

„Ich erfülle Ihren Wunsch, Mr. Grattan. Ich schreibe Ihnen gleich einen Einführungsbrief an Lord Kitchener. Wann sind Sie auf das Kriegsamt in London geladen?"

„Für den 12. Mai."

„Ich komme zu Lord Kitchener schon am 10. Ich verspreche Ihnen, den Lord noch persönlich auf Sie aufmerksam zu machen und Ihre Sache ihm besonders zu empfehlen." —

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb an den englischen Kriegsminister einen Empfehlungsbrief für Grattan und seine Erfindung, den er zusiegelte und dann Grattan übergab. Einen besonderen Dank desselben lehnte er ab mit den Worten: „Englands Sache ist meine Sache, und ich wünsche, daß Englands Sache auch noch meines Landes Sache werde, dessen Interessen so eng liiert mit Englands Interessen sind."

Er selbst geleitete seinen Gast bis zur Treppe, die vom Kapitänsdeck, wo die Vanderbiltschen Kabinen lagen, zum Promenadendeck hinunterführte. Im erleuchteten Kompaßhaus auf der Kommandobrücke sah er noch den Kapitän

neben dem Telephon stehen und seinem dritten Leutnant eine Weisung diktieren. Als Vanderbilt in die Tür des Kompaßhauses trat, rief ihm der Kapitän zu:

„Mr. Vanderbilt, soeben erhielt ich vom Funkentelegraphisten die neueste Meldung, die ihm vor wenigen Minuten aus Amerika zuging. Die Nachricht wird Sie interessieren.“ Er las den Zettel vor, den er soeben seinem Leutnant diktiert hatte: „Meldung aus New-York 10 Uhr 30 Minuten nachts. Die Stahlgesellschaft hat mit den Alliierten einen Kontrakt über Lieferung von 50 000 Tonnen Schrapnells abgeschlossen, wovon alle zehn Tage 5000 Tonnen verschifft werden sollen. Großbritannien hat bei United States Cambridge Co. 600 Millionen Patronen, bei den Canadia Canaud Foundry Co. Artilleriegeschosse im Wert von achtzig Millionen Dollars bestellt.“

„Sehr gut, Kapitän. Ich gratuliere den Alliierten zu ihren amerikanischen Munitionslieferanten. Mr. Krupp in Essen wird sich anstrengen müssen, wenn er mit seinen Konkurrenten in Amerika wird gleichen Schritt halten wollen. Lassen Sie Ihre ‚Lusitania‘ die Fahrt beschleunigen, Kapitän, sie bringt noch eine Überraschung mit nach Europa.“

Fragend sah ihn der Kapitän an.

„In acht Wochen, Thurner, spätestens, denke ich, wird sie Ihnen, den Alliierten, der Welt bekannt sein, und nicht zum mindesten den Deutschen“, setzte er leise hinzu, indem er mit leisem Grauen für einen Moment die Augen schloß.

Das Telephon klingelte. Der Kapitän nahm den Hörer. „Hallo, hier Kapitän? Aha! Nochmals der Funkentelegraphist!“ wandte er sich zu Vanderbilt. „Donnerwetter“ setzte er gleich darauf schmunzelnd hinzu. „Schreiben Sie.“ Der dritte Leutnant nahm die Feder und schrieb, was der Kapitän diktierte:

„Meldung aus New-York 10 Uhr 35 Minuten nachts. Nettogewinn der Crucible Staak Co. von 40 000 Dollars im Dezember auf 250 000 Dollars im März gestiegen."

Fragend sah der Kapitän Vanderbilt an, der zufrieden lächelnd zugehört hatte.

„Gefallen Ihnen diese nächtlichen Meldungen, Mr. Vanderbilt?"

„All right, Kapitän. Ich müßte kein guter Amerikaner sein, wenn sie mir nicht gefielen."

„Ich bin Engländer, Mr. Vanderbilt, aber mir gefallen diese Meldungen auch. Ich wollte, es wäre jetzt nicht Nacht, sondern Dinerstunde, um einen Toast auf die amerikanische Geschäftstüchtigkeit und die Sache der Alliierten ausbringen zu dürfen, die wahrlich nirgends besser unterstützt werden kann, als im Lande des Sternenbanners."

„All right, Kapitän Thurner, ich würde Ihnen im Namen meines Vaterlandes Bescheid tun, und jeder wahre Amerikaner würde sich mir anschließen. Gute Nacht, Kapitän, und gute Wache, Leutnant."

Der Kapitän begleitete Vanderbilt bis zu seiner Kabine, während der Leutnant die Wache auf der Kommandobrücke des Schiffes übernahm, das in der sternenklaren Nacht das Meer so ruhig und sicher durchfuhr, als gäbe es keine Macht, die seinen Lauf hemmen könne, es sei denn der eigene Wille seiner Führer.

Die Passagiere waren schlafen gegangen. Lautlose Ruhe herrschte auf dem Schiff. Nur das gleichmäßig eintönige Stampfen der Maschine unterbrach die Stille. Oben auf der Kommandobrücke wachten der diensthabende Leutnant und der Steuermann. Unten bei den Feuern der Kessel wachten die Heizer, damit die „Lusitania" ohne Rast und Ruh ihrem Ziel zustreben konnte, sie, ein Wahrbild englischer Größe und unbesiegbarer Macht. —

9.

Die Mannschaft der „Lusitania“ war bei Tagesanbruch auf Befehl des Kapitäns im stillen alarmiert worden, um unter Leitung des ersten Steuermannes Jones Übungen an den Rettungsbooten und mit den Rettungsgeräten vorzunehmen. Auf Anordnung der Direktion der Cunard-Linie durften die Übungen nicht vor den Augen der Passagiere stattfinden, um diese nicht zu beunruhigen. Sie wurden beim Morgengrauen vorgenommen. Aus diesem Grunde hatte sich denn auch niemand von den Passagieren eingefunden, mit Ausnahme Andrejews, der zeitig aufgestanden war, um den Sonnenaufgang auf dem Ozean zu malen. Der Kapitän traf ihn mit seinen Malutensilien schon auf dem Oberdeck, als er erschien, um die letzte Viertelstunde den Übungen beizuwohnen. Der Steuermann konnte dem Kapitän melden, daß sich alles ohne Störung vollzogen, daß die Boote und Rettungsgeräte in bestem Zustande wären. Sehr befriedigt über diese Meldung sprach der Kapitän den Mannschaften sein Lob aus und ermahnte sie, am nächsten Tage besonders scharf ihren Dienst zu tun, da das Schiff innerhalb vierundzwanzig Stunden in die gefährliche Kriegszone der englischen Gewässer kommen würde. Zwar habe die „Lusitania“ dank ihrer Schnelligkeit nicht nötig, sich vor deutschen Unterseebooten zu fürchten, aber Vorsicht sei auf jeden Fall geboten, denn man könne nicht wissen, ob durch die Feinde nicht Minen ausgestreut seien, um auf diese Weise ihr Schiff zu gefährden.

Nachdem der Kapitän die Mannschaft entlassen, hatte er in seiner Kabine noch eine eingehende Besprechung mit seinen sämtlichen Offizieren, um auch mit diesen noch einmal alle Möglichkeiten, die eintreten konnten, durchzugehen. Von alledem erfuhren die Passagiere nichts.

Der junge Russe hatte sich bald an die Arbeit gemacht, weil der Morgen einen selten schönen Sonnenaufgang brachte. Auch konnte er so früh mehrere Stunden ganz allein und ungestört malen.

Die drahtlose Funkenstation war schon ununterbrochen tätig.

Nach und nach erschien das bedienende Schiffspersonal, um seine Tagesarbeit zu beginnen. Die Decks wurden gefegt, mit Wasser besprengt und gescheuert, die verschiedenen Säle gelüftet und gereinigt. Nach einiger Zeit wurden auf Deck die Stühle aufgestellt, ab und zu ertönten elektrische Klingelzeichen, welche Bedienung in die verschiedenen Kabinen riefen. Im Frühstückssaal wurden die Kaffeetische zurechtgemacht, vereinzelt zeigte sich hier und da schon ein Frühaufsteher. Allmählich begann das Leben an Bord. Einer der ersten war Vanderbilt, der dem Offizier auf der Kommandobrücke ein „Guten Morgen" zurief.

Er hatte Hearst, mit dem er auf der Ozeanreise viel zusammen war, zum Frühstück in seine Kabine geladen. Als dieser den eleganten Salon betrat, kam ihm Vanderbilt, einige Telegramme in der Hand haltend, entgegen. Auf Hearsts Frage nach seinem Befinden, teilte er ihm mit, daß er heute schon als ersten Morgengruß schweren Ärger gehabt habe.

„Denken Sie, Mr. Hearst, ich habe heute drahtlose Nachricht vom englisch-belgischen Syndikat aus London, dem ich angehöre, erhalten, daß unsere Petroleumquellen in Galizien tatsächlich in großer Gefahr sind, wieder in die Hände der Österreicher zu fallen, die gemeinsam mit den

Deutschen im unaufhaltsamen Vormarsch durch Galizien zu sein scheinen. Man fürchtet in London schon, daß die Russen bei ihrem erzwungenen Rückzug die Quellen zerstören werden, um sie nicht unversehrt in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Dadurch können Hunderte von Millionen verloren gehen."

„Ist denn keine Aussicht, Mr. Vanderbilt," fiel Hearst ein, „daß dem Vormarsch des deutschen Heeres in Galizien schließlich durch die Russen ein Halt geboten wird? Es ist doch geradezu ungeheuerlich, wenn man sich vorstellen soll, daß die Russen jetzt alles wieder räumen müßten, was sie unter den schwersten Blutopfern den Österreichern abgenommen."

„Haben Sie noch nicht die neuesten Depeschen gelesen, die der Kapitän vor einer Stunde erhalten?"

„Als ich am Salon vorüberging, heftete der Steward soeben ein Telegramm an die Tafel. Das enthielt aber eine günstige Nachricht, nämlich, daß Italien schon mit dem Dreiverband abgeschlossen."

„Ja," bemerkte Vanderbilt, ironisch lächelnd, „der Kapitän ist zu klug, um die gute Stimmung an Bord zu gefährden. Er läßt die schlechten Nachrichten erst nach und nach, nicht auf einmal veröffentlichen. Ich natürlich erhielt schon das neueste Telegramm über Galizien, es meldet neue große deutsche Siege von dort, Einnahme von Tarnow, Sieg der Deutschen in den Beskiden, russischer Rückzug in der Duklasenke."

„Donnerwetter," fuhr Hearst auf, „das heißt ja, daß die Russen auch aus den Karpathen zurückgehen müssen. Das sind allerdings sehr schlimme Neuigkeiten."

„Für unsere amerikanischen Munitionslieferanten aber bedeuten die russischen Niederlagen ungeahnte neue Aufträge, denn die Verluste der Russen an Material werden bei dem schnellen Vormarsch der Deutschen sehr groß sein,

und woher soll Rußland, solange die Dardanellen geschlossen sind, seinen Geschütz- und Munitionsersatz in genügendem Maße bekommen? Oder soll es sich wieder an Japan wenden, um von seinem heutigen Bundesgenossen abermals Waffen und Geschütze zu hohen Preisen abzukaufen, die ihm dieser vor zehn Jahren im russisch-japanischen Krieg abgenommen hat? Bleibt also nur Amerika. Kapitän Thurner hat mir noch gestern nacht die glänzenden geschäftlichen Abschlüsse unserer amerikanischen Munitionslieferanten mitgeteilt, welche gerade drahtlos eingelaufen waren. Aber schließlich müssen wir Amerikaner ja auch noch andere geschäftliche Interessen haben, als nur für Armeelieferungen."

„Jawohl, Sie haben recht, Mr. Vanderbilt, und alles das wird gefährdet durch diesen infernalischen Krieg."

„Wird gefährdet, Mr. Hearst, weil es diesem Deutschland möglich ist, einer Welt von Feinden standzuhalten. Sie sehen es ja doch. Belgien, Nordfrankreich besetzt, die Russen aus Ostpreußen geworfen, und jetzt ist dieses deutsche Heer wieder imstande, den Österreichern zu helfen, um die Russen nun auch noch aus Galizien zu verjagen."

Hearst konnte auf diese in starker Erregung hingeworfenen Beweise nichts erwidern. Er wußte, Vanderbilt hatte recht. Um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, fragte er ihn, ob er von seiner Familie gute Nachrichten habe. Vanderbilt gewann bald seine Ruhe wieder.

„Sehr gute. Meine Frau läßt Sie übrigens grüßen. Die Kinder entwerfen schon jetzt Pläne, wie sie mir entgegenfahren wollen, wenn ich nach den wenigen Wochen meiner Abwesenheit nach New-York zurückkomme."

Unterdessen hatten die Herren ihr Frühstück beendet, und Vanderbilt forderte seinen Gast auf, mit ihm den gewohnten Morgenspaziergang zu machen.

Als sie das Promenadendeck betraten, fanden sie dort

schon viele der Passagiere, welche den schönen Morgen genossen. Frohmann ging mit Miß Warfield im eifrigen Gespräch.

„Also, wie lange werden Sie denn in London zu tun haben, Mr. Frohmann?" fragte sie ihren Begleiter.

„Miß Warfield, Sie wissen, daß ich wegen Neuengagements für unsere nächste Wintersaison nach England fahre. Damit werde ich in einigen Tagen nicht fertig. Drei bis vier Wochen brauche ich mindestens, um alle meine Geschäfte zu erledigen. Früher kann ich also keinen Abstecher nach Frankreich machen."

„O, Sie sind langweilig mit Ihren Geschäften. Sie haben doch nun den ganzen Winter Geschäfte gehabt. Ich hoffte, Sie würden in acht bis zehn Tagen mit mir in Calais zusammentreffen."

Erstaunt sah sie Frohmann an. „Aber wenn Sie sich beim belgischen Roten Kreuz betätigen wollen, wie Sie mir in New-York sagten, werden Sie doch eine Ausbildungszeit durchmachen müssen, die sicher länger als zehn Tage dauert."

„Wieso? Ich habe mich angeboten, in Gesellschaft einer bekannten Familie freiwillige Liebesgaben an die Front zu bringen, um auf diese Weise etwas vom Kriege kennenzulernen. Dazu brauche ich doch keine Ausbildung."

„Ja, aber Sie sprachen doch vom Dienst als Krankenschwester?"

„Nun ja, ich meinte, ich ziehe natürlich die entsprechende Kleidung als Rote-Kreuz-Schwester an, aber Kranke zu behandeln, verstehe ich doch nicht. Ich bin der Ansicht, ich kann auch damit schon genug Gutes tun, wenn ich den armen Verwundeten und Kranken Liebesgaben bringe. Oder glauben Sie nicht, daß ich den Verwundeten schon dadurch eine Freude bereiten kann, wenn ich ihnen die Liebesgaben selbst darreiche?"

„Wissen Sie, Miß, mit dieser Aussicht würde ich mich sogar für die englische Armee freiwillig anwerben lassen."

„Ja, aber zu Ihnen würde ich nicht kommen, dafür haben Sie mich als Direktor zu viel geärgert", wehrte sie lachend ab.

„Na, warten Sie, als Strafe spreche ich jetzt gleich wieder zu Ihnen als Direktor. Der Kapitän hat mir soeben mitgeteilt, daß das sogenannte Kapitänsdiner schon heute abend stattfinden soll, also nicht wie üblich, am letzten Reisetage. Er hat mich gefragt, ob ich es, da ein Ball der Kriegszeit wegen an Bord unmöglich ist, übernehmen würde, heute abend nach dem Diner im Musiksaal eine Vorstellung zum Besten des englischen Roten Kreuzes zu veranstalten. Ich habe ihm zugesagt, rechne aber dabei natürlich auch auf Ihre Mitwirkung."

„All right, Mr. Frohmann, natürlich mache ich mit." Und in plötzlichem Einfall fügte sie hinzu: „Da bringen Sie mich ja sogar auf eine gute Idee! In Calais, Dünkirchen, Paris will ich selbständig einige derartige Wohltätigkeitsvorstellungen veranstalten, das kann meine Tätigkeit beim Roten Kreuz in Belgien nur aufs beste einführen. Dabei könnten Sie mir doch eigentlich behilflich sein?"

„Das kann ich, und das mache ich, Miß Warfield. Ich gebe Ihnen dazu meinen zweiten Sekretär mit, der mich auf meiner Europareise begleitet. Und was bekomme ich jetzt von Ihnen als Dank für meine Menschenfreundlichkeit?"

Nach einem Augenblick Nachdenkens erwiderte sie schelmisch: „Sie dürfen inzwischen in Vertretung für den Sekretär die Reklame über mich für den nächsten Winter ausarbeiten. Sie sehen also, ich bin nur auf Ihren Vorteil bedacht."

„Ja, das muß ich zugeben," Frohmann sah sie ironisch

lächelnd an, „ich habe selten ein solch selbstloses Mitglied gehabt wie Sie. Wenn ich erst nach Erledigung meiner Geschäfte in London zu Ihnen nach Frankreich komme, um an Ihren Kriegsfahrten teilzunehmen, werde ich Ihnen als Dank einen Ring mitbringen, der von den Splittern einer Zeppelinbombe eingefaßt sein soll."

„Gut, ich halte Sie beim Wort. Aber sehen Sie sich nur vor, daß Sie nicht selbst einer Zeppelinbombe in den Weg laufen."

„Werde mich hüten, habe mir schon für alle Fälle zwei Zimmer im Keller meines Hotels bestellt, die, wie ich höre, sehr hübsch, den jetzigen Verhältnissen in London angemessen, eingerichtet sein sollen. Aber nun auf Wiedersehen. Ich muß noch andere Mitwirkende für unsere heutige Abendvorstellung zu gewinnen suchen und bespreche am Nachmittag dann mit Ihnen das Nähere."

„Ich kann Ihnen vielleicht auch noch eine mitwirkende Kraft für heute abend zuführen", rief Miß Warfield dem Davoneilenden nach, und machte sich sofort auf den Weg, Andrejew aufzusuchen, den sie auf Deck vermutete. Sie traf ihn auch bald an dem Haupteingang des Treppenhauses, wo derselbe das soeben angeschlagene Extrablatt las, das zunächst nur die Einnahme von Tarnow durch die Deutschen meldete.

„Hallo, Mr. Andrejew, da habe ich aber Glück! Ich fürchtete, ich müßte das ganze Schiff absuchen, um Sie wieder in irgendeiner einsamen Ecke zu finden, nun habe ich Sie schon. Kommen Sie, begleiten Sie mich ein wenig, ich möchte Ihnen einen Wunsch vortragen."

„Bitte sehr, mein gnädiges Fräulein, ich stehe zu Diensten." Beide gingen das Promenadendeck entlang.

„Mr. Andrejew, heute abend nach dem Kapitänsdiner soll eine Wohltätigkeitsvorstellung stattfinden. Ich möchte, daß Sie auf Ihrem Instrument, auf dem ich Sie gestern

spielen hörte, russische Nationallieder vortragen. Wollen Sie das?"

Es entstand eine Pause. Man merkte es dem jungen Russen an, daß es ihm schwer wurde, eine passende Antwort zu finden. Schließlich sagte er verlegen: „Miß Warfield, es wird mir nicht leicht, Ihnen mit Nein zu antworten, Ihnen, die Sie mir auf der Reise so außerordentlich liebenswürdig entgegengekommen sind, aber ich bitte Sie ehrerbietigst, erlassen Sie mir die Erfüllung Ihres Wunsches. Ich kann die tief empfundenen, schwermütigen Lieder meiner Heimat nicht einer lustigen Gesellschaft, die sie kaum verstehen würde, vortragen."

„Aber Sie haben mir doch Ihre schönen Volkslieder vorgesungen. Ich war Ihnen auch fremd, Mr. Andrejew."

„Doch nicht so ganz, mein gnädiges Fräulein. Sie hörten mit wirklichem Interesse zu, als ich Sie durch meine Lieder in das Seelenleben meiner bedrückten armen Landsleute einen Blick werfen ließ; da durfte ich also schon ein wenig meine Empfindung zeigen. Auch waren Sie mir von unserer ersten Bekanntschaft an freundlich entgegengetreten und bewiesen aufrichtige Teilnahme für mein Schicksal. Wenn Sie wünschen, singe ich Ihnen gern wieder meine Lieder vor, aber bitte, verlangen Sie dies nicht vor Fremden."

Nachdenklich sah seine Begleiterin ihn an.

„O, Sie sind ein merkwürdiger Mensch, schön, ich will nicht weiter in Sie dringen, aber etwas müssen Sie auch für die Wohltätigkeit tun."

„Mit größtem Vergnügen, Miß Warfield", erwiderte bereitwilligst Andrejew, zufrieden, von dem ihm peinlichen Wunsch der jungen Dame befreit zu sein.

„Sie müssen für die Wohltätigkeitsvorstellung eine kleine Skizze stiften, welche Sie doch sicher schon fertig haben.

dann müssen Sie dem Konzert solange beiwohnen, bis ich meine Vorträge gehalten habe, und schließlich müssen Sie heute abend mir ganz allein noch einige Ihrer schönen Lieder vorsingen. Wollen Sie das?"

„Aber herzlich gern, mein gnädiges Fräulein."

„Gut, unter dieser Bedingung verzeihe ich Ihnen, daß Sie mir meine erste Bitte abgeschlagen haben."

Sie reichte ihm freundlich die Hand, welche er küßte.

„Und nun sagen Sie mir noch schnell, welche von Ihren Skizzen Sie für die Wohltätigkeit opfern wollen."

„O," erwiderte Andrejew lachend, „eine Skizze, die für das heutige Wohltätigkeitsfest ausgezeichnet geeignet ist. Sie stellt eine junge Künstlerin dar, die heute sicher den Höhepunkt des Abends bilden wird."

„Wer ist das, habe ich denn auf der ‚Lusitania' eine Konkurrentin, die ich noch nicht bemerkt haben sollte?" fiel ihm lachend Miß Warfield ins Wort.

„Das sind Sie selbst, mein gnädiges Fräulein. Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie noch gestern abend, als wir uns getrennt hatten, aus dem Gedächtnis zu skizzieren."

„O, das ist nett von Ihnen! Hören Sie, die Skizze muß ich haben. Aber erst muß sie natürlich etwas für die Wohltätigkeit einbringen. Ich weiß schon, wie ich das anstelle", fügte sie schelmisch hinzu.

Sie waren unterdessen um das Promenadendeck herumspaziert und waren wieder an der Eingangstür zum Treppenhaus angelangt, als ihnen in derselben Frohmann mit Keßler begegnete und die junge Dame anredete.

„Miß Warfield, haben Sie nicht Mrs. Hubhard gesehen, die ich seit einer Viertelstunde in sämtlichen Salons vergeblich suche? Hier mein Freund, Mr. Keßler, meinte, — aber Pardon, kennen sich die Herrschaften?"

Auf ein verneinendes Kopfschütteln der jungen Dame

stellte Frohmann vor: „Mr. George A. Keßler, unser bekannter New-Yorker Champagnerkönig, Miß Warfield, die interessanteste Bühnenkünstlerin der Vereinigten Staaten." Auch Andrejew stellte er vor.

Keßler ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die Bekanntschaft des berühmten amerikanischen Bühnenstars zu machen, und sagte der jungen Dame sofort liebenswürdige Schmeicheleien. Frohmann unterbrach bald seinen Redefluß und wiederholte die Frage, ob Miß Warfield nicht Mrs. Hubhard gesehen, die ihm als ausgezeichnete Klavierspielerin für die Wohltätigkeitsvorstellung als Attraktion empfohlen worden sei.

„Vielleicht haben Sie, mein gnädiges Fräulein, irgendwo auf Deck Kinder spielen sehen? Ich glaube, in der Nähe dieser spielenden Kinder würden wir vielleicht die Gesuchte finden können", bemerkte ironisch Keßler.

Er war nach den Erfahrungen des vorhergehenden Tages entschlossen, sich von Mrs. Hubhard fernzuhalten, weil er fühlte, daß er bei dieser doch kein Glück haben würde. Ihm war deshalb die soeben geschlossene Bekanntschaft mit Miß Warfield doppelt angenehm. Er hoffte, bei dieser pikanten jungen Dame für seine lebenslustigen, die Zeit vertreibenden Pläne mehr Glück zu haben, als bei der so schrecklich ernsthaft veranlagten Mrs. Hubhard.

Miß Warfield konnte Frohmanns Frage nicht beantworten. Als er gehen wollte, hielt sie ihn zurück. „Einen Augenblick, Mr. Frohmann. Es handelt sich um die erste Einnahme für Ihr heutiges Wohltätigkeitsfest. Ich verkaufe Ihnen für dreihundert Dollars eine Skizze, die eine von Ihnen sehr hochgeschätzte Persönlichkeit darstellt. Sie müssen mir den Gefallen tun, die Skizze zum wohltätigen Zweck zu erwerben."

Frohmann machte ein verdutztes Gesicht. Mit unsicherem Lächeln meinte er: „Sie sind heute in der Nehmelaune,

Miß Warfield. Erst nehmen Sie mir meinen zweiten Sekretär, und jetzt nehmen Sie mir mein Geld." —

„Ich bin noch egoistischer, Mr. Frohmann. Ich bitte Sie sogar, mir die Skizze, sobald dieselbe Ihr Eigentum geworden ist, zu schenken. Sie werden mir damit eine sehr große Freude machen", fügte sie hinzu, als Frohmann sie erstaunt ansah.

„Unter der Bedingung, Ihnen etwas schenken zu dürfen, hätte ich sogar das Doppelte des Preises für die Skizze gegeben", bemerkte liebenswürdig Keßler.

Lebhaft fiel Miß Warfield ein: „Mr. Keßler, es geht um die Wohltätigkeit, es gilt Gutes zu tun, ich nehme Sie beim Wort. Also, Sie zahlen das Doppelte und Mr. Frohmann dreihundert Dollars, und beide Herren schenken mir die Skizze. Mr. Andrejew, Sie sind Zeuge," wandte sie sich an diesen, „daß beide Herren, Mr. Frohmann und Mr. Keßler, für neunhundert Dollars die Skizze erwerben wollen. Heute abend erhalten Sie noch vor Beginn der Vorstellung die Skizze, und ich hoffe, die Herren werden galant genug sein, mir nach der Vorstellung dieselbe als Dank für die genußreiche Viertelstunde, die ich Ihnen heute abend mit meinem Vortrag bereiten werde, zu überlassen. Also, auf Wiedersehen! Kommen Sie, Mr. Andrejew."

Lachend ging sie mit dem jungen Russen weiter, während sich Frohmann und Keßler dumm ansahen und sich gegenseitig zunickten.

„Sapperment, die kleine Miß versteht ihr Geschäft", lachte endlich Keßler heraus.

„Kunststück, ist sie doch bei mir engagiert", erwiderte trocken Frohmann.

„Noch bevor ich meine Künstler alle zusammen habe, haben wir schon neunhundert Dollars Einnahme. Kein schlechter Anfang unserer Wohltätigkeitsvorstellung. Bin

ich nun ein Geschäftsmann oder nicht? Kommen Sie, Mr. Keßler, helfen Sie mir, Mrs. Hubbard suchen."

Sie gingen. Auf dem obersten Deck des Schiffes spielten die Kinder im warmen Sonnenschein des schönen Maitages, und hier fand auch Frohmann, wie Keßler vorausgesagt, Mrs. Hubbard, die dem Spiel der Kinder zusah. Sie entsprach seinen Bitten, sich an der Wohltätigkeitsvorstellung mit zwei Musikvorträgen zu beteiligen...

Frohmann erweiterte sogar seinen Plan für die Einnahmen zu der Wohltätigkeitsveranstaltung. Er ließ durch seinen Sekretär eine Liste der Passagiere der ersten Klasse für die Sammlung von Geldspenden aufstellen und dieselbe noch im Laufe des Tages bei dem gemeinsamen Frühstück zirkulieren. Miß Warfields kecke Überrumpelung mit der ihm und Keßler auferlegten Spende hatte ihn auf den Gedanken gebracht. Es schmeichelte ihm, daß man seinen Namen als ersten Zeichner auf der Liste mit dreihundert Dollars lesen konnte. — — —

— — — — — — — — — —

Vanderbilt hatte nach seinem Morgenspaziergang den größten Teil des Vormittags mit seinem Sekretär gearbeitet. Als er gegen Mittag aus seinem Zimmer auf Deck kam, um eine Zigarette zu rauchen, traf er dort seinen Besucher vom vorhergehenden Abend, Mr. Grattan, der soeben mit seinem Freunde das oberste Deck betreten hatte. Vanderbilt erwiderte Grattans Gruß und sprach ihn an. Als in diesem Augenblick ein starker Windstoß den Rauch, der aus den Schornsteinen des Dampfers aufstieg, nach unten drückte, erinnerte Vanderbilt Grattan an ihr Gespräch.

„Gesetzt also den Fall," sagte er leise, „dieser Rauch, der uns da eben umwirbelte, wäre mit Ihrem Präparat getränkt, so würden wir beide jetzt nie mehr sehen können?"

„Wir wären für immer blind", erwiderte dieser ruhig.

Wieder, wie in der vergangenen Nacht, als er zum ersten Male von der Erfindung gehört, überlief es Vanderbilt kalt. Unwillkürlich verabschiedete er sich schnell von Grattan, und wurde erst wieder ganz ruhig, als er am anderen Ende des Deckes auf der Kommandobrücke allein neben dem diensthabenden Offizier stand und von dort aus seine Blicke über das weite, unendliche, vor ihnen liegende Meer schweifen ließ. — — — — — — — — — — — — — —

Der Tag verlief wie immer an Bord. Das Wetter blieb gleich schön und warm. Frohmann hielt am Nachmittag im Musiksalon mit den ausübenden Künstlern eine Verständigungsprobe für die Vorstellung am Abend ab. Der Kapitän, der gekommen war, um sich selbst davon zu überzeugen, daß alle Wünsche der Vortragenden ausgeführt würden, wurde durch einen Matrosen abgerufen. Der diensthabende Offizier ließ ihm die Meldung machen, daß soeben ein sehr wichtiges drahtloses Chiffretelegramm eingelaufen sei, das bereits dechiffriert würde. Als er das Kartenhaus betrat, übergab ihm der Wachthabende die Meldung mit den Worten: „Drahtloses Telegramm von der britischen Admiralität."

Der Kapitän ging mit dem Telegramm in sein Bureau, um ungestört zu sein, und las: „Kapitän Thurner, an Bord der ‚Lusitania' auf der Fahrt von New-York nach Liverpool. Bei Eintritt in die englischen Kriegsgewässer setzen Sie, falls Ihnen irgendeine Meldung über deutsche U-Bootsgefahr zugeht, amerikanische Flagge. Britische Admiralität London 7. Mai 1915."

Der Kapitän stand einen Augenblick nachdenklich da, dann verschloß er sorgfältig das soeben erhaltene Schriftstück und setzte sofort, ebenfalls in Chiffresprache, ein Antworttelegramm auf, das lautete: „Britische Admiralität London. Frage an, ob Admiralität Torpedobootzerstörer

oder Kreuzer zum Schutz für ‚Lusitania' bei der Fahrt durch die Kriegsgewässer entgegensendet. Kapitän Thurner. Bord der ‚Lusitania' 7. Mai 1915, nachmittags $^1/_2$ 6." Er befahl, das Telegramm sofort abgehen zu lassen, und berief dann alle dienstfreien Offiziere zu sich, denen er einschärfte, in der Frühe des nächsten Morgens noch einmal mit sämtlichen Rettungsbooten und Rettungsgeräten Übungsmanöver vorzunehmen. Auf die erstaunte Frage des ersten Offiziers, ob Gefahr für die „Lusitania" zu erwarten sei, antwortete er ausweichend, eine direkte Gefahr für das Schiff befürchte er nicht, es sei denn, der „Lusitania" gingen entsprechende Meldungen zu, die bis jetzt nicht vorlägen, aber er wolle für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln treffen. Er entließ die anderen Herren und behielt nur den ersten Offizier bei sich. Diesem befahl er, für den nächsten Tag auf jeden Fall neben der englischen Flagge die amerikanische Flagge bereitzuhalten, um diese, falls es notwendig sein sollte, statt der englischen hissen zu lassen. Natürlich müßte diese Anordnung zwischen ihm und dem ersten Offizier strengstes Geheimnis bleiben. Lachend erwiderte ihm dieser, daß für die Mannschaft dieser Befehl nichts Überraschendes haben würde, wäre doch die „Lusitania" schon vor zwei Monaten auch unter der amerikanischen Flagge in die Heimatgewässer des Schiffes eingefahren. Die Ruhe seines ersten Offiziers ging auch auf den Kapitän über, den das Telegramm der Admiralität einen Augenblick besorgt gemacht hatte.

„Sie kommen doch heute abend zum Kapitänsdiner? Wir wollen uns noch einmal ein paar lustige Stunden bereiten, denn von morgen früh an, bis unsere ‚Lusitania' im Liverpooler Hafen festgemacht hat, werden wir beide doch nicht mehr von der Kommandobrücke herunterkommen." Damit trennten sich beide Herren.

10.

Die für das Kapitänsdiner festgesetzte Zeit war herangekommen.

Der Speisesaal sah aus wie ein einziger blühender Garten voll herrlichster Blumen, der Kapitän hatte aus dem Treibhaus des Schiffes herbeischaffen lassen, was es an blühenden Bäumchen, exotischen Pflanzen, und den mannigfaltigsten farbenbuntesten Blumen nur gab. Da war die eine Ecke des Saales eine dunkelrote Rosenlaube. Ihr gegenüber schimmerte in zartestem Weiß ein besonderes Arrangement von weißen Rosen, Lilien und Maiglöckchen. Ein Baldachin von rosa Nelken und zarten rosa Rosen war geschmackvoll über einem veilchengeschmückten Rundsofa angebracht. Die vierte Ecke bildete eine süß duftende Fliederlaube. Girlanden von roten Nelken verbanden den herrlichen Kristallkronleuchter mit den vielen blumengeschmückten Ampeln. Die Empore des Saales, auf welcher das Orchester untergebracht war, schmückte eine besondere Auswahl exotischer Bäume und Blumen, in die hinein höchst geschmackvoll die Flaggen Englands und seiner Verbündeten angebracht waren. Das große handgestickte Sternenbanner der Vereinigten Staaten hing über der Eingangstür. In der Mitte der Tafel stand eine goldene Vase, ein Geschenk des englischen Königs an die „Lusitania", gefüllt mit einem großen Strauß blühender Orchideen, welche auch, wie verstreut, die ganze Tafel bedeckten.

Die anwesenden dienstfreien Offiziere waren zum Empfang des Kapitäns und seiner Gäste in Galauniform erschienen. Als die Gesellschaft den Saal betrat, begrüßte sie die Kapelle mit der englischen Nationalhymne, der die amerikanische folgte. Dieselben wurden von den Gästen stehend angehört.

Jetzt führten die Herren ihre Damen zu Tisch. Engländer und Amerikaner bildeten die überwiegende Anzahl der Gäste.

Die Ehrenplätze neben dem Kapitän hatten Vanderbilt, Hearst, der mexikanische und der kubanische Konsul, der Polarreisende Stackhouse und der amerikanische Schriftsteller Hubhard mit seiner Gattin, welche in ihrem schlichten weißen, mit Hagerosen garnierten Crêpe-de-Chine-Kleid, ohne jeden Schmuck, blendend schön aussah. Neben ihr hatte der Verleger Herbert Stone Platz genommen. Miß Warfield, welche für diesen Abend ein hellrotes glänzendes Seidenkleid mit gelben Teerosen gewählt, hatte sich mit einem höchst wertvollen Kollier herrlicher Brillanten geschmückt. Sie saß, wie immer, neben Frohmann und hatte bewirkt, daß der Russe Andrejew rechts von ihr seinen Platz einnehmen durfte. Der junge Mann hatte ihr seinem Versprechen gemäß am Nachmittag die gewünschte Skizze übersandt, welche die Künstlerin entzückt, und die sie sorgfältig verhüllt dem Obersteward zur Aufbewahrung übergeben hatte. Keßler hatte sich seinen Platz Miß Warfield gegenüber erbeten und war eifrig bemüht, der Künstlerin, welche von ganz besonders pikantem Reiz war und dem Champagnerkönig von Minute zu Minute mehr gefiel, Liebenswürdigkeiten zu erweisen. Die Stimmung unter den Gästen war die allerbeste. Sie alle waren gekommen, um vergnügte Stunden zu verleben, und von Beginn des Diners an beherrschte Fröhlichkeit, ja zum Teil übermütige Ausgelassenheit, die Gesellschaft. Das Orchester trug

das seinige dazu bei, durch leichte, lustige Musik die gute Stimmung zu erhalten. Für die Behaglichkeit sorgten die ausgezeichneten Speisen und die vorzüglichen Weine, denn zum Kapitänsdiner kam nur das Allerbeste aus Küche und Keller auf die Tafel.

Mr. Hubhard fragte scherzend seine Frau: „Was meinst du, Liebling, wird das nicht für lange Zeit unsere letzte wirklich gute Mahlzeit sein? Werden wir uns in Stuttgart nicht voll Sehnsucht an die guten Tage auf der ‚Lusitania‘ erinnern, wenn wir erst im Zwang der Brot- und anderen in Deutschland herausgegebenen Karten leben müssen?“

„Aber ich bin dort in der Heimat, dafür verzichte ich gern auf die herrlichsten Gastmähler, und du gönnst mir diese Freude, also necke mich nicht weiter, du böser Mann du!“ erwiderte diese lächelnd.

„Nun wie steht es mit Ihrer Wette,“ rief der Champagnerkönig Frohmann zu, „werden Sie die ‚Lusitania‘ verlassen, ohne Ihre Mitreisenden an Ihrem Gewinn teilhaben zu lassen?“

„Im Gegenteil, Mr. Keßler, ich bin überzeugt, ich gewinne die Wette, und morgen um diese Zeit fährt unser Schiff schon stolz im Kreise der uns sicher entgegengeschickten englischen Kriegsschiffs-Eskader. Ich habe mir schon vorgenommen, unsere liebenswürdige Miß Warfield mit mehreren meiner Freunde zu einem superben Frühstück unter dem Schutze der englischen Kanonen einzuladen, um so meinen Wettgewinn auf die beste Art anzuwenden.“

„Angenommen, Mr. Frohmann“, stimmten lachend Keßler und Miß Warfield der unverhofften Einladung zu.

Frohmann hatte so laut gesprochen, daß der Kapitän seine Worte gehört hatte. Unwillkürlich sah er den Direktor an. Er mußte an das Telegramm denken, das er vor

wenigen Stunden von der Admiralität aus London erhalten, und das ihn lebhaft beschäftigte. Andererseits beruhigte ihn die Gewißheit, daß er sein schönes Schiff genau kannte, daß, wie er wußte, bei der „Lusitania“ nichts versäumt worden war, um eine möglichst vollkommene Sicherheit für ihre Passagiere zu schaffen. Schon mehr als einmal hatte er in diesem Kriege auf seinem Schiffe die gefährliche Fahrt durch das Kriegsgebiet der englischen Gewässer gemacht, also würde ihm und der „Lusitania“ auch diesmal das Glück treu bleiben. Seine Bedenken waren geschwunden. Er stand auf und klopfte an sein Glas, um den Toast auf seine Gäste auszubringen. Dieser fand allgemein Beifall. Bald darauf dankte Mr. Hearst ihm im Namen der Gäste und leerte sein Glas auf das Wohl des Kapitäns und seines schönen Schiffes, das, wie so oft, auch diesmal seine Passagiere in durchaus sicherer Fahrt von Amerika nach Europa hinüberbrächte. Die Anwesenden hatten Hearsts Worte mehr als einmal mit lebhaftem Beifallsklatschen und lauten Zustimmungsrufen unterbrochen und brachten ein donnerndes Hoch auf den Kapitän und die „Lusitania“ aus, in das die Kapelle mit dem „Lusitania“-Marsch einfiel, der eigens für solche Gelegenlegenheiten von dem Schiffskapellmeister komponiert worden war. Die Stimmung der Gäste hatte sich im Laufe des Abends immer mehr gesteigert, so daß, als das Diner sich seinem Ende näherte, die Tafelmusik kaum noch durch das Reden und Lachen der fast zweihundert Tischgäste durchdringen konnte. — —

Nur wenige unter ihnen dachten einen Augenblick daran, daß dies Schiff mit all seinen lebenslustigen fröhlichen Menschen mit jeder Drehung, welche die Schiffsschraube machte, sie immer näher an jene gefährliche Zone brachte, von der sie in Amerika schon soviel gehört und gelesen, und vor der verschiedene von ihnen sogar

durch die bekannten anonymen Briefe und Telegramme gewarnt worden waren, als man ihnen riet, dieses Mal nicht mit der „Lusitania“ nach Europa zu reisen.

Vanderbilt hatte sich flüchtig des Warnungstelegramms erinnert, das er kurz vor seiner Abschiedsfeier im Waldorf-Astoria-Hotel erhalten. Ihm kam der Gedanke an dasselbe, als dem neben ihm sitzenden Kapitän irgendeine dienstliche Meldung von der drahtlosen Aufnahmestation durch einen Matrosen überbracht worden war, die ihn veranlaßte, dem Überbringer sofort eine schriftliche Anweisung mitzugeben. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn, er konnte sich keine Klarheit darüber geben. Mit seiner Energie aber wurde er sehr bald Herr über diese Stimmung. Ja, es regte sich sogar ein Gefühl des Trotzes, der Empörung in ihm, daß man es gewagt hatte, und wie er annahm, von deutscher Seite, ihm, dem Multimillionär, der sich alles schaffen konnte, was sich durch Geld schaffen ließ, Zwang antun zu wollen. Seine in ihm herrschende Abneigung gegen das Deutschtum flammte in diesem Augenblick zum Haß auf. Und als er zufällig den englischen Erfinder an der anderen Ecke des Speisesaales erblickte, ließ er sich vom bedienenden Steward sein Weinglas füllen, schickte ihn dann zu Grattan und ließ diesem sagen: „Mr. Vanderbilt trinke auf den Erfolg von Mr. Grattans Plänen in London“. Als dieser, nachdem ihm der Steward die Worte Vanderbilts überbracht, erstaunt und erfreut zu ihm hinüberblickte, trank ihm Vanderbilt zu und leerte sein Glas auf einen Zug. Grattan tat sich erhebend ihm Bescheid und verneigte sich dankend.

Noch an einer anderen Stelle des Speisesaales, dessen zwei große Wandspiegel nur fröhliche Gesichter zeigten, war mitten unter all den heiteren, lachenden und ausgelassenen Menschen einer, bei dem plötzlich ein unwillkürlich schweres Angstgefühl erwachte. Es war Mrs. Cardet,

die im Kreise ihrer Bekannten noch soeben verschiedene Ansichtskarten mit Grüßen vom Kapitänsdiner unterschrieben hatte. Eine Erklärung für diese Anwandlung hatte sie nicht. Das Meer, das sie durch die großen Fenster bis zum fernen Horizont übersehen konnte, war ruhig wie selten, ihre Bekannten taten alles, um jede ernste Stimmung fernzuhalten, und trotzdem erwachte plötzlich in ihr eine ungewisse Angst vor irgend etwas Entsetzlichem, die sie sich nicht erklären konnte, deren Ursache sie nicht kannte. Sie wurde tiefernst. Es gelang ihren Freunden nicht, sie aufzuheitern und ihrer Verstimmung zu entreißen. Im Gegenteil. Noch vor Schluß des Mahles entschloß sie sich, der Wohltätigkeitsvorstellung, welche dem Essen folgen sollte, fernzubleiben. Keine Überredung konnte sie umstimmen. Sie übergab der neben ihr sitzenden Miß Harden eine ansehnliche Spende für den Wohltätigkeitsfonds und bat sie, das Geld an das Komitee der Veranstaltung in ihrem Namen abgeben zu wollen, da sie selbst sich nach Schluß des Diners sofort in ihre Kabine zurückziehen wolle.

Eine ganz andere Stimmung dagegen herrschte bei Mr. Frohmanns Tischgesellschaft. Hier ging es äußerst lustig, ja übermütig zu. Es war Miß Warfield sogar gelungen, den neben ihr sitzenden, meist verschlossenen und ernsten Andrejew mehr als einmal zum Lachen zu bringen, wenn sie mit ihren lustigen Einfällen die Tischgenossen mit sich fortriß. Er hatte sich auch einverstanden damit erklärt, daß die junge Künstlerin die ihr übersandte Skizze schon jetzt an Frohmann und Keßler gegen Auszahlung der versprochenen Kaufsumme aushändigte. Von der Skizze war Miß Warfield entzückt. Sie stellte die Künstlerin dar, wie sie am Abend vorher, in ihren warmen Mantel gehüllt, das Segeltuch zum Schutz über ihre Füße gelegt, an die Wand des Treppenhauses gelehnt, dasaß, während ihre Augen

träumerisch auf das Meer hinausblickten. Das Bild war auf ihren Wunsch soeben vom Obersteward geholt worden, und sie legte dasselbe auf den Tisch zwischen Frohmann und Keßler, dann forderte sie von den beiden Herren die ihr für die Skizze versprochene Summe ein. Diese wurde sogar noch um zweihundert Dollars von Keßler überzahlt, der nur den einen Wunsch hatte, sich bei der jungen Dame möglichst beliebt zu machen. Miß Warfield nahm das Geld in Empfang und quittierte auf den Speisekarten der beiden Herren. Dann nahm sie das noch nicht enthüllte Bild an sich und dankte ihnen für das Geschenk. Als die Herren nun aber zu sehen wünschten, was sie eigentlich Miß Warfield geschenkt hatten, hielt diese ihnen lachend die Skizze hin. Die Herren waren nicht wenig erstaunt, als sie das Porträt der Künstlerin sahen. Keßler bot sofort noch ein paar hundert Dollars mehr für wohltätige Zwecke an, wenn Miß Warfield ihm das Bild überlassen würde. Frohmann erklärte entrüstet, daß ihn die junge Dame übervorteilt hätte, denn niemals würde er ein Bild von Miß Warfield verschenkt haben. Dasselbe würde vielmehr in seiner Privatwohnung einen Ehrenplatz erhalten haben. Es hätte ihm immer wieder die schönen Stunden, die er mit Miß Warfield auf der „Lusitania" verlebte, in Erinnerung gebracht. Aber die junge Dame ließ sich nicht umstimmen. Mit einem freundlichen Blick auf Andrejew erklärte sie, daß das Bild ihr selbst eine schöne Erinnerung bleiben, und daß sie es niemandem abtreten würde. Da jetzt die Tafel aufgehoben wurde und sie sich jetzt zum Konzert umkleiden mußte, verabschiedete sich Miß Warfield von ihren Tischherren, übergab Frohmann das Geld für die Skizze zur Ablieferung an den Kapitän und ging. Sie erinnerte Andrejew, der sie auf ihren Wunsch begleitete, an ihre Verabredung, nach dem Konzert noch mit ihr eine halbe Stunde

auf Deck zu verbringen. Frohmann und Keßler suchten ihren Ärger über den ihnen von Miß Warfield angetanen Streich durch einige Gläser Champagner hinunterzuspülen, bevor sie sich in den Musiksaal begaben.

Die Wohltätigkeitsvorstellung verlief glänzend. Der Kapitän konnte am Schluß derselben eine sehr große Einnahme bekanntgeben. Von vielen der Passagiere waren größere Summen zum Besten des guten Zweckes gestiftet worden.

Andrejew wohnte nur dem Anfang des Konzertes und den Vorträgen, die Miß Warfield hielt, bei. Die Künstlerin hatte sofort nach Beendigung ihres Programms ebenfalls den Musiksaal verlassen, zum Verdruß Keßlers und Frohmanns, die gehofft hatten, wenigstens noch ein paar Stunden in ihrer Gesellschaft verbringen zu können. Aber sie erklärte, zu abgespannt zu sein. Sie kleidete sich in ihrer Kabine schnell um, zog sich warm an, verhüllte ihr Gesicht mit einem Schleier, nahm eine Decke mit sich und eilte dann zu dem Platz, wo sie am Tage vorher mit Andrejew gesessen hatte. Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie heute kein Verlangen hatte, noch einige gewiß nicht langweilige Stunden in lustiger Gesellschaft zu verbringen, daß es ihr im Gegenteil ein Bedürfnis war, nach all dem Lärm und Gesellschaftstrubel noch eine kurze Zeit in stiller Zurückgezogenheit mit Andrejew zu verbringen. Ihre gemeinsame Reise sollte in kaum einem Tage beendet sein. Sie wußte, daß sie den jungen Russen dann wahrscheinlich in ihrem Leben nie wiedersehen würde. Noch einmal wollte sie ihm still zuhören, seinen Worten lauschen. Aus dem Speisesaal, dem Rauch-, dem Biersalon, der Konditorei fiel der helle Schein des elektrischen Lichtes auf das Deck. Aus dem Musiksalon, dessen Türen gerade offen standen, vernahm sie lebhaftes Händeklatschen, und aus dem Speisesaal, dessen Fenster geöffnet

waren, drang das Lachen einiger dort zurückgebliebener Gäste. Alles das berührte sie jetzt unangenehm, alles das verletzte ihre Empfindung. Sie ging nicht schnell, im Gegenteil, sie machte den Weg um das ganze Promenadendeck herum. Vom Zwischendeck herauf, wo noch einige Passagiere wach sein mußten, hörte man vereinzelte Stimmen.

Das Meer spielte mit leichten weißen Wellen um das Schiff, das ruhig und sicher seinen Weg fortsetzte. Im hellen Mondschein hoben sich die vier Riesenschornsteine des Schiffes besonders scharf vom Nachthimmel ab. Der aufsteigende Rauch sah im Mondlicht wie ein dünner Schleier aus, der sich unter dem leichten Abendwind ausbreitend, über dem Schiff schwebte. Die junge Künstlerin, die schon mehr als einmal ähnliche Nächte auf dem Ozean erlebt, fuhr sie doch schon seit sechs Jahren jedes Frühjahr nach Europa, hatte oft in lustiger Gesellschaft manchen Abendspaziergang auf Deck gemacht, aber die Schönheiten einer Nacht auf dem Ozean, die unendliche Größe des Weltmeeres, den Zauber der Ruhe, die sie hier umgab, hatte sie noch nie so sehr empfunden, wie heute, da sie nichts anderes wollte, als in Gesellschaft des jungen Mannes noch eine Stunde verleben, sich friedliche Bilder aus seiner fernen Heimat schildern lassen und ihm still zuhören.

Andrejew, der sie erwartete, ging ihr entgegen.

„Schön ist es hier,“ begrüßte ihn Miß Warfield, „viel schöner, als dort in den hellen Sälen mit den geputzten, lachenden, lärmenden Menschen.“

„Dabei haben Sie aber hier doch auch Leben um sich, Miß Warfield. Ohne Unterbrechung hören wir die Maschine arbeiten, ohne Unterbrechung geht das Schiff seinen Weg vorwärts, nicht einen Augenblick ist das Meer ohne Bewegung; Beleuchtung bietet uns der Himmel, nur

tausendmal schöner als die prachtvollsten Lüster unserer ‚Lusitania‘-Säle. Sehen Sie dort am dunklen Horizont, an dem der Schein des Mondes nicht dämpfend wirkt, das blitzende funkelnde Sternenmeer? Strahlt es nicht heller, als der schönste Schmuck der Menschen dort in den hell-erleuchteten Räumen?"

„O, Mr. Andrejew," rief das junge Mädchen plötzlich, als ihr Blick unwillkürlich auf die weiße Furche im Wasser, die das Schiff nach sich zog, fiel, „sehen Sie dort die Pracht des Meerleuchtens, es ist, als ob dort unzählige Diamanten auf einmal aufleuchteten."

Andrejew folgte ihrem Blick und freute sich mit ihr. Minutenlang, ohne auch nur ein Wort zu wechseln, genossen sie die Schönheiten der Nacht. Dann holte der junge Russe den bequemen Liegestuhl herbei, den er schon besorgt hatte, und hüllte sie in ihr warmes Plaid. — —

Er nahm sein Instrument und begann leise zu spielen. Ganz still und andächtig hörte Miß Warfield zu. Nur einmal, als der junge Mann eine Zeitlang gespielt hatte, flüsterte sie leise: „O, das ist schön!" Andrejew antwortete ihr nicht. Auch er träumte in die Nacht hinaus. Es machte ihm Freude, sich in Gesellschaft eines Wesens zu befinden, das, wie er, nur die Schönheiten der Natur genoß. Als sein Blick auf das junge Mädchen fiel, das in ihrem Stuhl zurückgelehnt still seinem Spiel lauschte, während ihre Augen hinauf zum Sternenhimmel schweiften, stieg vor ihm ein anderes Bild aus längst vergangenen Zeiten auf; als er mit seiner Jugendliebe Sonja Iwanoff in den weißen Nächten Petersburgs auf der Newa bei den Inseln im Boot leise dahinfuhr, und Sonja die Ruder führte, während er auf seiner Balalaika musizierte. — Ohne zu wissen wie es kam, fing er leise an zu singen:

„Wir haben uns getrennt, doch ich bewahre
Dein Bildnis für und für in meiner Brust.
Gleich einem lichten Traumbild bess'rer Jahre
Erfüllt es mir das Herz mit hoher Lust.
Und neue Leidenschaften können nimmer
Vertreiben mir Dein Bild durch Hohn und Spott.
Ein öder Tempel bleibt ein Tempel immer,
Und ein gestürzter Götze bleibt ein Gott." — — —

Miß Warfield hatte still zugehört, und ohne daß es Andrejew bemerkte, langsam ihre Augen auf ihn gerichtet. Da sah sie, wie Tränen über seine Wangen herabfielen, während seine Hände noch immer leise über die Saiten des Instrumentes glitten. Sie rührte sich nicht, um den Träumer in seinen Gedanken nicht zu stören. — — —

Gedämpft klang über das Deck hin die Schiffsglocke, welche die neu beginnende Wache anzeigte. Der Schein des Mondes fiel nicht mehr voll auf das Schiff, sondern seitwärts auf das weite Meer, dessen Wellen um die „Lusitania" spielend schäumten, als wollten sie Abschied von ihr nehmen, als wollten sie das stolze Schiff noch einmal liebkosend streicheln.

Ein scharfer Windstoß vom Meere her erhob sich. Miß Warfield erschauerte und stand auf. Andrejew geleitete sie zu ihrer Kabine und küßte ihr zum Abschied dankbar die Hand.

Als er auf Deck zurückkehrte, um seine Wohnung aufzusuchen, sah er vor sich am Horizont eine dunkle Wolkenwand langsam aufsteigen, die auf die „Lusitania" zuzukommen schien, denn dorthin, wo die Wolken sich türmten, führte ihr Weg, der Weg — — — zu ihrem Ziel.

11.

„Haben Sie noch nichts von Fischerbooten gesehen, Jones?"

„Noch nichts, Kapitän."

„Herrgott, Mensch, was haben Sie denn, ist Ihnen heute etwas Unangenehmes begegnet?" fragte der Kapitän, dem das brummige Gesicht seines ersten Steuermanns aufgefallen war.

„O, nichts," erwiderte dieser, „es ist nur, — ich muß heute schon den ganzen Morgen daran denken, — ausgerechnet am Freitag müssen wir mit unserem Schiff die Kriegsgewässer durchfahren."

„Seien Sie nicht so abergläubisch, Jones", entgegnete lachend Thurner. Aber das Lachen klang gezwungen. Unwillkürlich hatte es auch ihn, der wie alle Seeleute selbst abergläubisch war, unangenehm berührt, als er daran dachte, daß sein Schiff gerade an einem Freitag die Kriegszone passieren mußte. In diesem Augenblick läutete das Telephon. Der Kapitän nahm selbst die Meldung entgegen und sagte zu Jones: „Soeben werden am Horizont zwei Segler gesichtet."

„Aha, da haben wir ja die ersten englischen Fischerboote", erwiderte dieser.

Der Kapitän entließ den Steuermann und ging sofort auf die Kommandobrücke. Dort überzeugte er sich von der Richtigkeit der Meldung. Man sah vor sich am Horizont zwei kleine schwarze Punkte, die nicht sehr weit voneinander

entfernt waren und die man durch das Fernrohr schon als Segel, wie sie die englischen Fischerboote zu führen pflegen, erkannte.

„Na," meinte der Kapitän zum wachthabenden Leutnant, „das ist ein gutes Zeichen, daß wir die da jetzt schon treffen, ich halte es für selbstverständlich, daß alle englischen Fischerboote bewaffnet sind. Wir werden von nun an auf unserem Wege wohl vielen solchen begegnen. Da wird sich ein deutsches U-Boot schon hüten, sich gar zu sehr in der Nähe dieses Fahrwassers aufzuhalten. Wir können aber, wenn wir an den beiden Booten vorbeikommen, der Sicherheit wegen noch anfragen, ob die Schiffe irgend etwas Verdächtiges gesehen haben. Ich glaube an keine Gefahr, aber vorsichtig wollen wir trotzdem sein."

Der Kapitän befahl dann noch, jedes neue in Sicht kommende Schiff ihm augenblicklich zu melden und ging in sein Bureau zurück.

Indessen war auch für die Passagiere der Tag angebrochen, an dem das Schiff in Liverpool sein Ziel erreichen sollte. Die Stewards und Stewardessen hatten heute mehr als sonst zu tun. Es galt, den Passagieren schon beim Einpacken des Gepäckes behilflich zu sein, denn die meisten von ihnen wollten die hochinteressante Fahrt durch das sogenannte Kriegsgebiet auf Deck mitmachen.

Nur in die Kabine Grattans durfte heute nicht einmal der Zimmersteward kommen, weil der Erfinder damit beschäftigt war, seine Präparate auf das sorgfältigste zu verpacken. Er hatte beschlossen, dieselben auf der Eisenbahnfahrt von Liverpool nach London in einer eisernen Kassette bei sich zu behalten, um sie nicht dem Gepäck anvertrauen zu müssen. Als Grattan mit seiner Arbeit fertig war, und gemeinsam mit seinem Freunde Bungan den Speisesaal aufsuchte, fanden sie hier nur noch wenige Gäste. Die meisten der Passagiere hatten bereits ihr Frühstück be-

endet. Nur Frohmann und Keßler, die in ihrer Nähe saßen, konnten sie dort begrüßen. Sie erkundigten sich, wie ihnen der gestrige Abend bekommen wäre, den sie nach der Wohltätigkeitsvorstellung noch gemeinsam im Rauchzimmer verbracht hatten, wo sie auf Einladung Keßlers dessen Gäste waren, um den Champagner kennenzulernen, der ihm seinen Namen „Champagnerkönig" eingebracht, und der, wie auf allen englisch-amerikanischen Dampfern, auch auf der Weinkarte der „Lusitania" geführt wurde. Frohmann war nicht in guter Stimmung. Er konnte den Streich, den Miß Warfield ihm und Keßler am Abend vorher gespielt hatte, noch nicht vergessen. Es ärgerte ihn auch, daß die junge Dame gleich nach Beendigung ihres Vortrages verschwunden war und sich gar nicht mehr um ihn, der noch gern in ihrer lustigen Gesellschaft ein paar Stunden verbracht hätte, gekümmert hatte. Bungan lenkte das Gespräch auf Frohmanns Wette, die er ja nun gewinnen müßte, weil es doch anzunehmen wäre, daß in kurzer Zeit englische Kriegsschiffe der „Lusitania" entgegenkommen würden. Diese Aussicht hob Frohmanns Stimmung, und er entschloß sich, Miß Warfield zur Strafe für ihren Streich von gestern abend ein Blumenbukett zu schicken, damit sie gezwungen wäre, sich bei ihm zu bedanken. Er sandte ihr einen herrlichen Strauß weißer Rosen mit einem Morgengruß. Nach wenigen Minuten kam der Bote zurück mit der Nachricht, daß er Miß Warfield in ihrer Kabine nicht angetroffen, und die Kammerzofe derselben ihm gesagt habe, die Missis wäre bereits auf Deck. Frohmann nahm die Blumen an sich, um sie Miß Warfield selbst auf Deck zu überbringen. Keßler schloß sich ihm an.

Das junge Mädchen hatte gleich nach Beendigung des Frühstücks ihren Morgenspaziergang auf Deck unternommen. Die Stunden, die sie am Abend vorher mit Andrejew

verlebt, hatten noch lange in ihr nachgewirkt. Auch jetzt ging sie vor sich hinsinnend über all das Schöne, auf das der junge Mann sie erst aufmerksam gemacht hatte. In der Nähe der Musik traf sie Andrejew. Nur wenige Worte hatte sie mit ihm gewechselt, als die Kapelle den Morgenchoral „Näher, mein Gott, zu dir" anstimmte. Da sie still und fast andächtig zuhörte, machte sie Andrejew lächelnd auf den Gegensatz zwischen heute und dem vor einigen Tagen aufmerksam. Damals hatte sie sich über den so ernsten Choral geärgert. Sie setzten sich dann beide auf eine Bank in der Nähe der Musik, und freuten sich des schönen Tages. Die drohenden Wolken, die Andrejew gestern hatte aufsteigen sehen, als er seine Kabine aufsuchte, waren in der Nacht über die „Lusitania" hinweggegangen und heute lachte wieder die Sonne und ein blauer Himmel auf das ruhige Meer.

„Guten Morgen, Miß Warfield! So, jetzt will ich Ihnen zeigen, was für ein viel besserer Mensch ich bin, als Sie", redete Frohmann sie an, indem er Andrejew die Hand reichte. Fragend sah die junge Dame auf.

„Jawohl, als Sie," fuhr Frohmann fort, „die Sie mich gestern abend zuerst mit dem Bilde ärgerten, und dann, ohne Ihrem Direktor gute Nacht zu sagen, das Konzert verließen. Ich beweise Ihnen durch diese Blumen, daß ich Ihnen nicht mehr grolle, und ich hoffe, Sie erkennen diese Selbstlosigkeit an."

„O, Mr. Frohmann, Sie überraschen mich gar nicht mehr. Weiß ich doch seit Jahren, wie selbstlos Sie denken und handeln."

Erstaunt sah Frohmann sie an, nicht wissend, ob dies im Scherz oder Ernst gemeint war.

„Aber," fuhr sie lachend fort, „trotzdem bekenne ich reuig Ihnen gegenüber meine Schuld von gestern abend

und erkläre mich bereit, zur Strafe dafür diese Morgenblumen mit herzlichem Dank anzunehmen."

„Na also, Miß Warfield! Ich habe es ja gewußt, wir beide verstehen uns. Also nichts für ungut, und diese Blumen mögen für mich sprechen." Damit überreichte er ihr das Bukett.

Nachdenklich schaute Miß Warfield auf die Blumen. Dann sagte sie ernst: „Weiße Rosen, Mr. Frohmann? Bedeuten weiße Rosen nicht Trauer? Aber", setzte sie nach einer kleinen Weile schelmisch hinzu, „bei Ihnen verleugnet sich auch nie der stimmungsvolle Regisseur. Wenn Sie heute von Liverpool aus Ihre Fahrt nach London antreten, und ich die meine nach Belgien, müssen wir uns trennen, und Sie drücken diese Trauer, die Sie über unsere Trennung empfinden, in weißen Rosen aus. Jedenfalls danke ich Ihnen schön und verspreche, daß ich Sie, wenn Sie erst zu mir nach Belgien kommen, mit einem Strauß Blumen begrüßen werde, die Freude ausdrücken sollen. Sehen Sie, so habe ich selbst in den Ferien auf meiner Vergnügungsreise nach Europa von meinem Direktor wieder etwas gelernt."

„Sie waren ja auch stets eines meiner fleißigsten Mitglieder", erwiderte lachend Frohmann, der schon wieder vollkommen versöhnt war.

Während dieses Gespräches hatte Keßler, nachdem er Miß Warfield begrüßt und mit Andrejew einige Worte gewechselt, mit seinem Fernglas das Meer beobachtet. Auch ihm fielen jetzt die Fischerboote auf, welchen sich die „Lusitania" bedeutend genähert hatte, und deren Segel jetzt deutlich sichtbar wurden. Er machte die Gesellschaft darauf aufmerksam, und Miß Warfield und Andrejew begleiteten ihn an die Spitze des Schiffes, um von dort aus die Boote zu beobachten, während Frohmann sich von ihnen trennte, um den Kapitän aufzusuchen. Er hoffte, von die-

sem Auskunft darüber zu bekommen, ob die englischen Kriegsschiffe, auf deren Ankunft er gewettet hatte, bald zu erwarten seien. Als er jedoch vom wachthabenden Leutnant hörte, daß der Kapitän noch beschäftigt sei, wollte er ihn nicht stören.

Der Kapitän hatte in seinem Bureau wichtige Angelegenheiten zu erledigen. Es beunruhigte ihn, daß noch immer von der Admiralität in London auf seine Anfrage, ob englische Kriegsschiffe die „Lusitania" in der Nähe der Südwestküste Irlands erwarten würden, um sie unter dem Schutz der englischen Kriegsflagge durch den Sankt-Georges-Kanal nach Liverpool zu begleiten, keine Antwort eingelaufen war. Er konnte sich das Schweigen nicht erklären. In diesem Augenblick wurde ihm von der drahtlosen Station eine neue, soeben eingegangene Meldung überbracht. Dieselbe lautete: „Funkspruch vom englischen Dampfer ‚Kandidale'. Wurde torpediert, bin in sinkendem Zustand. Muß das Schiff verlassen. Sendet uns Dampfer entgegen, um Boote mit Mannschaft aufzunehmen."

Erschreckt fragte Kapitän Thurner bei der drahtlosen Station an, ob nicht gleichzeitig Ort und Stunde der Torpedierung der „Kandidale" in dem Funkspruch gemeldet worden sei, bekam aber zur Antwort, daß eine weitere Meldung nicht vorliege. Er befahl deshalb, sofort den Versuch zu machen, noch schnell eine drahtlose Verbindung mit dem sinkenden Schiff herzustellen, um genauere Auskunft zu erhalten. Aber die „Lusitania" erhielt keine Antwort mehr.

— — — — — — — — —

Bald darauf wurde dem Kapitän gemeldet, daß die „Lusitania" sich den schon lange sichtbaren Fischerbooten so weit genähert hätte, daß man sich mit diesen verständigen könnte. Er ging sofort auf Deck. Dort erwarteten ihn bereits der erste Offizier und der Steuermann. Dieser rief die Fischerboote an und fragte sie, ob sie seit zwölf Stunden

nichts von deutschen U-Booten gesehen hätten. Er bekam zur Antwort, sie hätten nichts Verdächtiges bemerkt. Die „Lusitania", die einen Augenblick gestoppt hatte, nahm nach Beendigung des Gespräches wieder die volle Fahrt auf.

„Haben Sie gesehen, Kapitän, wie auch unsere englischen Fischerdampfer sich jetzt gegen diese deutschen U-Boote zu sichern suchen?" fragte Vanderbilt, der hinzugekommen war.

„Ah, Sie meinen das Geschütz, das hinten beim Steuer angebracht war?" entgegnete dieser.

„Mich wundert nur, woher Ihre englischen Fischer plötzlich die Waffenkenntnis haben, um ein Geschütz bedienen zu können."

„O, Mr. Vanderbilt, warum sollen sich englische Marinesoldaten nicht in englische Fischerkleidung stecken lassen, wenn es gilt, den Deutschen beizukommen?"

„Stimmt, Kapitän Thurner, um so mehr, als sie auf diese Weise auch gleichzeitig ihre englischen Landsleute schützen helfen."

Vanderbilt, der seinem Sekretär wichtige Briefe zu diktieren hatte, verließ den Kapitän. Dieser schickte nun den Steuermann fort und blieb mit seinem ersten Offizier allein.

„Auf jeden Fall wollen wir uns vorsehen. Es beunruhigt mich, daß ich von der Admiralität in London auf meine Anfrage wegen Entgegensenden von Kriegsschiffen noch immer keine Antwort habe. Aber schließlich werden wir ganz einfach die ‚Lusitania', entsprechend der uns gestern aus London zugegangenen Weisung, unter amerikanischer Flagge durch das Kriegsgebiet führen, natürlich nur, wenn wir merken, daß irgendeine Gefahr droht."

Der erste Offizier sah ihn an. Der Kapitän, der die Ironie in seinem Blick bemerkt hatte, entgegnete, indem er halb verlegen lachte: „Ja, was wollen Sie? Mir als

englischem Seemann kann es auch keine Freude machen, die Flagge Alt-Englands zu verstecken, um unter dem Sternenbanner Schutz gegen die deutschen Teufeleien suchen zu müssen, aber schließlich, Befehl ist Befehl. Wir Offiziere des Hilfskreuzers, als welcher die ‚Lusitania' in der Kriegsflottenliste geführt wird, haben eben die Befehle der britischen Admiralität auszuführen. Und uns kann es am Ende ja nur recht sein, wenn wir auf diese Weise unser schönes Schiff sicher in den Hafen bringen." Mit diesen Worten trennten sich die beiden Herren.

Unter den Passagieren, die mit großem Interesse die englischen Fischerboote beobachtet hatten, befand sich auch Mrs. Cardet. Das Geschütz auf einem der Fischerboote war derselben aufgefallen; es war mit einem Segeltuch überdeckt. Vermutlich aber hatte der Wind das Segeltuch etwas von der Mündung des Geschützes entfernt, so daß man dieselbe ungefähr erkennen konnte. Mrs. Cardet hatte schon oft auf ihren Reisen englische Fischerboote gesehen, und deshalb fiel ihr die in der Nähe des Steuers angebrachte Waffe auf, ohne daß sie sich erklären konnte, was dieselbe zu bedeuten hätte. Sie befragte darüber den neben ihr stehenden, ihr gut bekannten, amerikanischen Sportsmann Loney, der ebenfalls mit seinem Glase sich das englische Fischerboot genau betrachtete.

„Das ist das Verteidigungsmittel, welches sich die englischen Fischerboote neuerdings angeschafft, um doch wenigstens einen kleinen Schutz gegen die deutschen Unterseeboote zu haben", erklärte Loney.

Dasselbe unbestimmte Angstgefühl, das Mrs. Cardet beim Kapitänsdiner empfunden hatte, bemächtigte sich wieder ihrer. Sie setzte sich auf eine Bank an der Außenseite des Promenadendecks und sah lange den zwei englischen Fischerbooten nach, von denen die „Lusitania" sich jetzt mit voller Fahrt entfernte. Mrs. Cardet hatte schon oft

den Ozean durchfahren, ohne jemals Angst oder Furcht empfunden zu haben.

Alle, die sich auf der „Lusitania" befanden, wußten bereits bei ihrer Abfahrt aus New-York, daß sie durch ein Gebiet kommen würden, welches schon für manches englische Schiff verhängnisvoll geworden war. Trotzdem hatten die vielen Hunderte sich nicht gescheut, die „Lusitania" zur Überfahrt nach Europa zu benutzen. War das nicht der beste Beweis dafür, daß nicht einer von ihnen daran glaubte, daß dem Schiff Gefahren irgendwelcher Art drohen könnten?

Das alles beschäftigte Mrs. Cardet, während die Fischerboote immer mehr und mehr ihren Blicken entschwanden, ihre Augen aber unverwandt auf dem kleinen hellen Fleck hafteten, der neben dem Steuer an Bord des Fischerbootes immer noch deutlich sichtbar war. Es kam ihr vor, als ob von jenem Punkte ab und zu sogar ein Aufblitzen herüberleuchtete. Sie fragte sich, ob es vielleicht die Sonne sein könnte, die sich in dem blanken Lauf der Waffe widerspiegelte. Und plötzlich sah sie den New-Yorker Hafen im Sonnenschein, im Sonnenschein wie hier das Meer, an dem Tage, als die „Lusitania" ihre Reise begann. Wieder sah sie ihren Mann vor sich, der ihr freundlich zuredete, und sie wegen der kurzen Trennung, welche ihnen beiden für die nächsten Wochen bevorstand, tröstete. Sie erinnerte sich des Augenblicks, als das Schiff vom Landungsplatz abstieß, und ihr Mann vom Land aus, zwischen all den vielen fremden Menschen, ihr noch einmal herzlich „Lebewohl" zuwinkte, wie dann ein anderer Herr, den sie nicht genau erkennen konnte, ihren Mann anredete, wie dieser unwillkürlich zusammenzuckte und seine Augen die ihren suchten, wie er eine Bewegung machte, als ob er ihr noch etwas zurufen wollte. —

Was war das, was ihn erschrecken ließ? Was war das,

was er ihr noch zurufen wollte? Mrs. Cardet überkam ein Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit! Und plötzlich stieg in ihr die Frage auf, ob sie überhaupt jemals erfahren würde, was ihren Mann damals beim Abschied, am zweiten Mai, im letzten Augenblick erschrecken ließ. Und wieder suchten ihre Augen den kleinen leuchtenden Punkt auf dem Fischerboot.

Sie nahm sich vor, ihrem Mann gleich heute nach ihrer Ankunft in Liverpool darüber zu schreiben. Sicherlich würde er sie herzlich auslachen und sie necken, wie er es immer tat, wenn sie ihn mit ihren kleinen Sorgen und Ängsten unnütz ein wenig quälte. Auf diese Weise suchte sie sich von ihrer Unruhe zu befreien, aber es gelang ihr doch nicht. Um sich mit Gewalt auf andere Gedanken zu bringen, stand sie auf und ging zu ihren Bekannten, um sich in deren Gesellschaft zu zerstreuen. — — — — —
— — — — — — — — —

Bei den Zwischendeckspassagieren herrschte heute lustiges Leben. Als Miß Warfield und Andrejew, die zusammen spazieren gingen, an die Treppe kamen, welche zum Zwischendeck führte, sahen sie eine Weile dem lustigen Treiben dort unten zu. Miß Warfield machte ihren Begleiter auf eine junge Frau aufmerksam, die mit drei auffallend hübschen Kindern von zwei bis sechs Jahren spielte. Andrejew gefiel das Bild so gut, daß er sein Skizzenbuch hervorzog, um die junge Mutter mit den drei Kindern zu zeichnen. Als er mit seiner Skizze fertig war, erinnerte er seine Begleiterin daran, daß es für ihn eine große Freude sein würde, wenn sie ihm zum Abschied, den sie heute in Liverpool voneinander nehmen müßten, ein kleines Erinnerungszeichen schenken würde.

„Werden Sie sich denn meiner ab und zu erinnern, Mr. Andrejew, und habe ich Sie nicht oft gestört, wenn ich

mich zu Ihnen setzte, während Sie vielleicht ganz andere Gedanken hatten, als sich mit mir zu unterhalten?"

„Miß Warfield", erwiderte der junge Russe, „ich werde immer gern an Sie zurückdenken, denn immer zeigten Sie mir freundliches Verständnis und gütige Teilnahme für das, was mich im Innersten bewegte. Sie haben mir damit mehr Freude bereitet, als Sie glauben können. Ich habe noch nicht viel Menschen in der Fremde gefunden, die meinem Schicksal so warmes Interesse entgegengebracht hätten. Und dankbar werde ich mich stets Ihrer erinnern."

Miß Warfield drückte ihrem Begleiter herzlich die Hand, welche dieser ehrerbietigst küßte. „Und nun kommen Sie einmal mit mir in meine Kabine," rief sie dann lachend, „dort soll meine Zofe Ihnen verschiedene Kleinigkeiten vorlegen, von denen Sie sich dann das, was Ihnen am meisten Freude macht, aussuchen sollen."

Während die beiden Miß Warfields Kabine aufsuchten, bemerkten sie, wie die Aufmerksamkeit der auf Deck befindlichen Passagiere auf ein Schiff gelenkt wurde, das der „Lusitania" entgegenkam. Es war ein englischer Frachtdampfer, der auf der Reise nach Amerika begriffen war. Beide sich begegnenden Schiffe setzten die englische Flagge und grüßten sich durch Senken derselben. — — —

Indessen war der Morgen vorgerückt. Die Stewards hatten bereits das Frühstück auf Deck serviert.

Ein kleinerer Dampfer mit der Lotsenflagge am Mast näherte sich der „Lusitania", um bald darauf an der Seite des Ozeanfahrers anzulegen. Es war der Lotse, der an Bord kam. Als er an Mr. Frohmann vorüberging, benutzte dieser die Gelegenheit, ihn anzureden und ihn zu fragen, ob er nichts von englischen Kriegsschiffen gesehen hätte, welche der „Lusitania" entgegenkommen sollten. Der Lotse konnte ihm hierauf keine Auskunft geben. Frohmann wurde jetzt wegen des Ausganges seiner Wette besorgt,

denn er sagte sich, daß der Lotse wohl etwas von den Kriegsschiffen hätte wissen müssen. Als Frohmann gleich darauf Hearst traf, äußerte er diesem gegenüber sein Bedenken betreffs der Wette, und Hearst versprach ihm, sogleich darüber bei Mr. Vanderbilt Erkundigungen einziehen zu wollen. Als beide Herren während ihres Gespräches auf das nach hinten liegende Ende des Promenadendecks gekommen waren, fiel es ihnen auf, daß der dort am Flaggenstock beschäftigte Matrose die englische Flagge einzog und das Flaggentuch fortpackte. Es war sonst auf diesem Teile des Meeres, in dem man schon häufiger auf entgegenkommenden Schiffe rechnen konnte, üblich die Flagge am Flaggenstock hängen zu lassen, um sie nicht immer wieder bei Begegnungen aufs neue hissen zu müssen.

Die Schiffskapelle hatte unterdessen ihr Morgenkonzert fortgesetzt, und unter den promenierenden Passagieren herrschte die heiterste Stimmung. Die Kinder hatten ihre Spiele unterbrochen, um auch der Musik zuhören zu können. Als jetzt die Kapelle ein Potpourri volkstümlicher Lieder anstimmte, sangen sie lustig mit. Mrs. Hubhard, welche mit ihrem Mann in der Nähe auf einer Bank saß, machte diesen auf zwei kleine hübsche Mädchen aufmerksam, mit denen sie seit ein paar Tagen Freundschaft geschlossen hatte. Bald darauf eilten die beiden Kinder zu ihr, um ihr guten Morgen zu wünschen und ließen ihr nicht eher Ruhe, als bis sie ihnen versprochen hatte, gleich nach dem Lunch mit ihnen auf Deck zu spielen. — — —
— — — — — — — — —

Als auch der Lotse keine Mitteilung darüber machen konnte, ob der „Lusitania“ englische Kriegsschiffe entgegenkämen, befahl der Kapitän, noch einmal bei der Admiralität in London drahtlos anzufragen, ob er auf irgendwelchen Schutz durch die englische Flotte rechnen könnte,

wenn er jetzt in kaum zwei Stunden mit der „Lusitania" in das sogenannte Kriegsgebiet einfahren würde.

„Ich verstehe nicht, Kapitän, weshalb Sie gerade diesmal Wert auf eine Begleitung durch englische Kriegsschiffe legen. Die ‚Lusitania' ist doch auch im Februar sicher nach Liverpool gekommen, ohne Begleitung und ohne besondere Schutzmaßregeln."

„Ist es denn nicht in England bekannt, daß diesmal meinen Passagieren Warnungsbriefe und Telegramme zugingen, die sie vor einer Fahrt mit der ‚Lusitania' warnten?" entgegnete der Kapitän.

„Das schon, Kapitän Thurner, aber kein Mensch glaubt doch ernsthaft daran. Das war doch weiter nichts, als einer von den beliebten deutschen Bluffs."

„An eine Gefahr durch ein Unterseeboot glaube ich nicht, aber ich meine, vor Minen müssen wir uns in acht nehmen, denn man weiß ja nicht, ob diese deutschen U-Boote nicht heute dort Minen ausgelegt haben, wo wir noch nicht nachspüren konnten. Ich schlage deshalb vor, daß wir beim Eintritt in die Kriegsgewässer nicht fünfundzwanzig, sondern nur neunzehn Knoten die Stunde fahren."

„Einverstanden, Lotse, das wird meiner Direktion nur angenehm sein, wenn ich bis zum Schluß Kohlen spare. Deshalb mußte ich schon von New-York ab durch den Ozean mit verminderter Kraft fahren."

„O ja, gespart wird jetzt bei uns in England, wo es immer nur möglich ist. Wieviel Passagiere haben Sie an Bord, Kapitän Thurner?"

„Eintausendeinhundertvierundvierzig" erwiderte dieser.

„Und wie hoch ist der Wert der Ladung?"

„Drei Millionen Pfund Sterling."

„Donnerwetter, und da spart Ihre Direktion auch noch an Feuerung? Die Cunard-Linie will wohl trotz des Krieges immer noch höhere Dividende zahlen?"

„Mir kann's recht sein, wenn wir nur die ‚Lusitania' mit Passagieren und Ladung sicher nach Liverpool bringen."

„Bringen wir, Kapitän", erwiderte mit absoluter Ruhe der Lotse.

Beide gingen auf die Kommandobrücke. Der Kapitän instruierte den dort diensttuenden Leutnant, der nach einiger Zeit unter das Kommando des Lotsen treten mußte, an den dann die Führung des Schiffes überging. Als der Kapitän bald darauf die Kommandobrücke verließ und das Promenadendeck betrat, traf er dort Hearst, welcher im Begriff stand, die drahtlose Station aufzusuchen, um den großen Bericht über die glänzende Reise der „Lusitania", den er der „Times" für den 8. Mai zugesagt, nach London drahtlos weitergeben zu lassen.

12.

Noch war die „Lusitania“ in das sogenannte Kriegsgebiet nicht eingefahren, und der Kapitän hatte deshalb Zeit, mit seinen Passagieren beim Lunch zusammen zu sein. Aber die gute Laune, mit der er sonst zu den Mahlzeiten zu kommen pflegte, vermißte man heute an ihm. Er war verstimmt und ärgerlich und hörte nur mit halbem Ohr den Reden der an seinem Tisch sitzenden Gäste zu. Vanderbilt fehlte heute, er hatte noch zu arbeiten. Bald nach Beginn der Tafel kam der Matrose mit einer dringenden Meldung für den Kapitän. Er stand sofort auf, verließ den Speisesaal und kehrte auch nicht mehr bis zum Schluß des Lunchs zurück. Dies war nur seiner nächsten Umgebung aufgefallen. Hearst, welcher wußte, daß der Kapitän eine wichtige Nachricht von London erwartete, brachte sein frühzeitiges Aufbrechen damit in Zusammenhang. Er hatte sich nicht geirrt. Es war in der Tat soeben die erwartete telegraphische Meldung von der Admiralität aus London eingelaufen. Thurner fand dieselbe bereits auf dem Tisch seines Bureaus vor. Die Admiralität teilte ihm mit, daß sie es nicht für nötig hielte, der „Lusitania“ zu ihrem Schutze Kriegsschiffe entgegenzuschicken, weil gar keine Meldung vorläge, daß die Route der „Lusitania“ durch deutsche U-Boote gefährdet sei.

Dem Kapitän war dies unverständlich. Vor ihm auf dem Schreibtische lag die Depesche der „Kandidale“ vom Morgen, die ausdrücklich von ihrer Torpedierung durch

ein deutsches U-Boot gemeldet hatte. Er fragte sich vergeblich, ob denn diese Nachricht nicht nach London gelangt sei. Wenn er das Telegramm aus London mit dem der „Kandidale" verglich, ergab sich ein solcher Gegensatz, daß er beinahe glauben mußte, die ihm heute früh zugegangene drahtlose Meldung des angeblich torpedierten Schiffes sei eine Falschmeldung gewesen. Bei längerem Nachdenken erschien ihm dies um so wahrscheinlicher, als der „Lusitania" auf ihre Anfrage, wo und wann die Torpedierung stattgefunden, keine Antwort zugegangen war. Trotzdem beschloß er, alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Er ließ den ersten Offizier zu sich kommen und befahl ihm, daß beim Einfahren in das Kriegsgebiet sämtliche Rettungsboote fertig zum sofortigen Gebrauch gehalten werden sollten. Bei diesen Anordnungen erinnerte er sich seines Versprechens, das er Hearst gegeben, und teilte diesem in geschlossenem Kuvert kurz mit, daß der „Lusitania" keine englischen Kriegsschiffe entgegengesandt würden.

Als Hearst diese Nachricht gelesen, stand er auf, ging zu Frohmann und sagte ihm leise: „Mr. Frohmann, Sie haben Ihre Wette verloren." Auf das höchste betroffen sah ihn dieser an. Nicht allein der Verlust der Wette beschäftigte ihn, sondern er hatte mit Bestimmtheit angenommen, daß die „Lusitania" unter allen Schutzmaßregeln der britischen Flotte durch das so gefährliche Gebiet geleitet werden würde. Andererseits erschien es ihm undenkbar, daß die Admiralität eines der wertvollsten und größten Schiffe der englischen Handelsflotte, das noch dazu mit so vielen Passagieren besetzt war, so ohne weiteres irgendeiner Gefahr aussetzen würde. Dieser Gedanke gab ihm bald seine gute Laune wieder. Lachend erklärte er seiner Tischgesellschaft, daß er seine Wette glänzend — — verloren habe, und bat Miß Warfield, Keßler und Andrejew, mit ihm

ein paar Flaschen Sekt auf das Wohl des Gewinners zu leeren. Die Einladung wurde angenommen, nur machte Miß Warfield die Bedingung, daß die Herren sie nachher in die Konditorei begleiten müßten. — — —

Der Lunch war zu Ende, und die Passagiere fanden sich nach und nach wieder auf dem Promenadendeck ein, um den letzten schönen Nachmittag an Bord zu genießen. Land war noch nicht zu sehen, aber man rechnete damit, bald in Sicht der irischen Küste zu kommen, auf welche die „Lusitania" zuhielt.

Mrs. Cardet hatte sich mit ihren Bekannten in der Mitte des Promenadendecks getroffen, um dort behaglich, auf dem Deckstuhl sitzend, noch ein Plauderstündchen zu verbringen. Die Gewißheit, daß sie in wenigen Stunden in Liverpool sein würde, und dann noch am Abend ihrem Mann die ersten Grüße von Europa senden könnte, hatte sie vollkommen beruhigt, ja, sie lächelte selbst über ihre nervöse, grundlose Ängstlichkeit.

Mrs. Hubbard hatte ihr Versprechen, das sie ihren kleinen Freundinnen gegeben, erfüllt. In der Nähe ihres Mannes, der, auf einer Bank sitzend, ein Buch las, spielte sie mit den Kindern das bekannte Bordbrettspiel. Von Zeit zu Zeit sah ihr Gatte dem fröhlichen Treiben zu, und mehr als einmal erinnerte er sich ähnlicher Stunden, in denen er und seine Frau ihren eigenen Kindern die größte Freude bereitet hatten, wenn sie mit ihnen spielten und übermütig herumtollten. Andere Kinder, welche zunächst dem Spiele Mrs. Hubbards und ihrer kleinen Freundinnen zugesehen hatten, wurden jetzt von diesen eingeladen, mitzuspielen und bald tummelten sich sämtliche auf Deck befindlichen Kinder in ausgelassener Freude um sie herum. Sie wurde nicht müde, die vielen Wünsche aller zu erfüllen. Bald mußte sie Blindekuh, bald Pfänderspiele, bald Haschen, bald Ringelreigen, bald Versteck

spielen. Und als dann die kleine Schar, des Spielens müde, bat und bettelte: „Mrs. Hubhard, bitte, bitte, ein Märchen, ein Märchen!“ da setzte sie sich bereitwilligst mitten unter die Kinder, die sich möglichst dicht um sie scharten. Als die Größeren die Kleineren verdrängen wollten, nahm sie die Kleinsten zu sich auf den Schoß. Mit rotglühenden Wangen und glänzenden Augen hörten die Kinder zu, als sie nun eines ihrer deutschen sonnigen Märchen begann: „Es war einmal an einem schönen Frühlingstage, die Bäume blühten, die Vögel sangen ihr Lied zum blauen Himmel, die Bienen summten um die Kelche der süß duftenden Blumen, als ein junger, blonder Wandersbursch sein Elternhaus verließ, um in die Fremde zu ziehen — — —“

13.

Unter der Führung des Lotsen fuhr die „Lusitania“ mit neunzehn Knoten Geschwindigkeit. Das Meer war ruhig. Von Zeit zu Zeit begegneten dem Schiffe englische Fischerboote, die bald in der Nähe, bald in der Ferne vorbeikamen. An verschiedenen Stellen des Decks waren Offiziere als Beobachter aufgestellt, um von dort aus das Meer nach verdächtigen Anzeichen eines feindlichen Unterseebootes abzusuchen. Der Kapitän hatte, als das Schiff in die gefährliche Zone einfuhr, mit seinem ersten Offizier und dem Lotsen in Erwägung gezogen, ob es nicht ratsam wäre, die „Lusitania“ nicht geradeaus fahren zu lassen, sondern mit Zickzackfahren die Kriegszone zu durchqueren. Aber das Bedenken, daß die Dauer der Fahrt dadurch bedeutend verlängert worden wäre, ließ ihn von dem Gedanken absehen. Auch vertrat der Lotse noch einmal seine Ansicht, daß der beste Schutz der „Lusitania“ ihre große Fahrgeschwindigkeit wäre. Auf die Entgegnung des Kapitäns, daß die „Lusitania“ jetzt aber nur mit neunzehn Knoten fahre, bemerkte der Lotse, daß man doch im Falle einer Gefahr die Geschwindigkeit auf fünfundzwanzig Knoten steigern könne, und außerdem wäre es ganz unmöglich, daß bei den getroffenen Vorsichtsmaßregeln ein Feind sich unbemerkt nähern könnte.

Wind hatte sich erhoben. Auf den Lauf der „Lusitania“ hatten die Wellen noch gar keinen Einfluß, wohl aber

merkte man an den Fischerbooten, an denen man hier und da vorüberkam, wie das Wasser unruhiger wurde.

Der Kapitän, der seit der Einfahrt in das Kriegsgebiet das oberste Deck nicht mehr verlassen hatte, ging mit seinem ersten Offizier im Gespräch auf und ab, als Vanderbilt, der soeben mit seiner Arbeit fertig geworden war, aus seiner Kabine trat. Er wandte sich an die beiden mit der Frage, ob irgendeine wichtige Nachricht eingelaufen sei. Der Kapitän verneinte. Die drei Herren beobachteten jetzt das Vorbeifahren eines Dampfers, der schon seit einiger Zeit in Sicht der „Lusitania" gekommen war, und der jetzt beim Passieren des Schiffes zum Gruß die holländische Flagge setzte. Der Kapitän gab Befehl, den Gruß nicht zu erwidern. Er begründete dies damit, daß er es für richtiger hielte, die englische Flagge nicht zu hissen, weil dieselbe auf weite Entfernung hin von einem feindlichen Boote gesichtet werden könnte. Der erste Offizier verließ die beiden Herren, um einen Gang durch das Schiff zu machen, und noch einmal nachzuprüfen, ob alle Befehle bezüglich der Vorsichtsmaßregeln auch auf das genaueste ausgeführt worden waren. Hearst, der seiner Verabredung gemäß nach dem Lunch mit Vanderbilt Schach spielen wollte, traf diesen mit dem Kapitän auf der linken Seite des Oberdecks.

In nicht zu weiter Entfernung wurden jetzt Vögel sichtbar, die sich aus dem Wasser erhoben, dem Schiff eine kurze Strecke entgegenflogen, dann sich wieder auf die Oberfläche des Meeres herabließen, um gleich darauf abermals in die Luft zu steigen. Es waren die ersten Boten von Land, die Möwen, welche von den Kindern mit Jubel begrüßt wurden. Schnell wurde auf Bitten der Kleinen von den Stewards etwas zum Füttern der Tiere herbeigeholt, auf das sich die Vögel mit drolligem Gekrächz stürzten. Die Möwen hatten auch die Aufmerksamkeit der

anderen Passagiere erregt, und viele von ihnen fanden sich auf dem vorderen Ende des Schiffes ein, um dem Spiel der Vögel zuzusehen, die in lustigem Fluge die Fahrt des Schiffes begleiteten.

„Kommen Sie, Mr. Hearst," rief ihm Vanderbilt zu, „jetzt wo wir die Möwen hier haben, muß auch bald Land in Sicht sein." Er nahm sein Fernglas zur Hand und suchte den Horizont ab. „Sehen Sie es dort, wie einen ganz matten, grauen Streifen fern am Horizont?" Auch Hearst nahm sein Glas und schaute in die angegebene Richtung. Aber ihm fiel dort nichts auf.

„Was ist dort?" wandte er sich an den Kapitän. „Ich sehe dort nur starke Wellen, deren weißer Kamm mir mehr zu leuchten scheint, als bei den Wellen hier in der Nähe."

„Es ist zweifellos Land," erwiderte der Kapitän, „was sich dort vorläufig noch undeutlich am Horizont zeigt. Es ist die Südwestküste Irlands, welche aus dem Meer aufsteigt."

Wieder sah Hearst durch sein Fernglas, während Vanderbilt dem Kapitän zustimmte und erklärte, auch er erkenne deutlich das sich leicht aus dem Meer hebende Land.

„Ein Torpedo!" schrie der auf der rechten Seite des Oberdecks stehende Posten, indem seine Hand auf das Meer wies.

Die drei Herren fuhren nach dem Schreienden herum. Sie verstanden nicht.

„Kapitän, ein Torpedo!" brüllte in der wildesten Erregung der junge Leutnant.

Der Kapitän stürzte, ohne ein Wort erwidern zu können, auf die andere Seite des Oberdecks zu seinem Leutnant. Hearst sprang, ohne zu wissen, was er tat, auf die nächst-

stehende Bank, um von dort einen Blick auf das Meer zu haben.

Vanderbilt rührte sich nicht vom Platz, ihm war es, als ob er auf der Stelle, auf der er stand, festgebannt wäre. Er verstand nichts von dem, was der Leutnant jetzt in grenzenloser Erregung dem Kapitän erklärend zuschrie. Er verstand nicht, weshalb Hearst auf die Bank sprang. Er verstand auch nichts von dem, was sich direkt vor seinen Augen abspielte, wohl aber hörte er gedämpft, wie aus der Ferne, das Lachen und Lärmen der spielenden Kinder vom Promenadendeck zu sich herauf klingen. Der Kapitän hatte mit einem Blick die Gefahr erkannt, und den Weg genau übersehen, den der Torpedo nahm. Er stürzte nach der Kommandobrücke und schrie schon von weitem dem Wachthabenden zu, den Lauf des Schiffes zu ändern. Der junge Leutnant, welcher zuerst den Torpedo gesehen, kam ihm auf die Kommandobrücke nachgestürzt und rief: „Ich alarmiere die Mannschaft!"

Der Kapitän sah und hörte nichts mehr von dem, was um ihn vorging. Er dachte an nichts anderes, als daß das Schiff scharf nach links abbiegen und seinen Lauf ändern müßte, dann im Zickzack fahren, und die Gefahr wäre beseitigt. —

Aber es war zu spät. Es war nicht mehr möglich, das Schiff aus der Bahn des Torpedos zu bringen. Der Torpedo traf. Ein scharfer Stoß ging durch das ganze Schiff. Dann ein sekundenlanges Zittern.

Die Explosion erfolgte mit ungeheurer Wucht. Selbst auf der hochgelegenen Kommandobrücke wurden die Fenster des Steuermannhauses zertrümmert. Die Scheiben des Speisesaales zersplitterten. Die Bänke brachen auseinander. Die Kabinen, welche in der Nähe der Einbruchstelle des Torpedos lagen, wurden vollständig zerstört. Die Decken der Kabinengänge barsten auseinander, die Teile des Holzes

wurden weit auf das Meer hinausgeschleudert, andere flogen über das ganze Deck des Schiffes. Entsetzt stoben die Möwen auseinander.

Einen Augenblick nach der Explosion herrschte Stille, unterbrochen von dem leisen Wimmern eines Verwundeten. Die Maschine arbeitete weiter, das Schiff setzte seine Fahrt fort.

Dann hörte man auf Deck: „Was ist denn los, was ist passiert?“ Vom Zwischendeck her klang heftiges Schreien und Rufen: „Wo ist der Kapitän? Es ist ein Unglück geschehen!“

Jetzt begannen sämtliche Alarmglocken auf Schiff zu läuten.

Ein totenbleich aussehender Mann stürzte auf die andere Seite des Promenadendecks und schrie: „Das Schiff ist torpediert!“ Er schrie es so laut, daß seine Stimme über das ganze Schiff bis zum Zwischendeck hingellte. Die Passagiere wurden dort aufmerksam und verstummten einen Augenblick. Aber nur einen Augenblick dauerte die Ruhe, dann setzte sich der Schrei des einen Passagiers fort in dutzendfacher Wiederholung. „Das Schiff ist torpediert!“ „Die ‚Lusitania‘ ist torpediert!“ „Wir sind auf eine Mine gelaufen!“ „Nein, es ist ein Torpedo!“ „Das Schiff ist in Gefahr!“ Andere wieder hörte man dazwischen rufen: „Abwarten!“ „Ruhig!“ „Dem Schiff kann nichts passieren!“ „Es ist kein Torpedo!“ „Es ist keine Gefahr!“ Aber die Stimmen, welche zur Ruhe mahnten, konnten nichts ausrichten. Die Angst, die Unruhe jagte die Passagiere über Deck an die Treppen, die zum Oberdeck und zur Kommandobrücke führten. Die einen hofften vom Kapitän genaue Auskunft zu bekommen, andere stürzten in ihre Kabinen, um ihre Sachen von Wert an sich zu reißen, und kehrten dann gleich wieder auf Deck zurück. Auf den Treppen und in den Gängen drängten und stießen sich die auf-

geregten Passagiere. Die, welche im Augenblick der Explosion sich unter Deck aufgehalten hatten und durch die schwere Erschütterung des Schiffes auf die Explosion aufmerksam geworden waren, liefen jetzt aus den Kabinen, aus dem Frühstückssaal, aus dem Speisezimmer, aus dem Rauchsalon, aus dem Musikzimmer, aus dem Turnsaal, aus der Konditorei, aus der Bibliothek nach oben auf Deck, um zu erfahren, was geschehen wäre. Manche von diesen kehrten sofort in vollständiger Fassungslosigkeit wieder um, als die von oben nach unten stürzenden Passagiere ihnen zuschrieen: „Das Schiff ist torpediert! Wir sind in Gefahr, das Schiff geht unter!"

Frohmann, Keßler, Andrejew und Miß Warfield, die in der Konditorei gesessen hatten, standen gedrängt in der Tür, welche in das Treppenhaus führte. Es gelang ihnen nicht, sich durch die aufgeregte Menge einen Weg zu bahnen. Der erste Offizier, der aus dem Maschinenraum kam, sah, daß Miß Warfield vergeblich bemüht war, sich Bahn zu brechen. Er kam ihr zu Hilfe und machte den Weg frei, indem er den Passagieren zurief: „Seien Sie doch ruhig, es ist keine Gefahr. Sie sehen doch, das Schiff fährt ruhig weiter!" Durch seinen Zuruf erreichte er, daß für einen Augenblick die aufgeregten Menschen sich beruhigten. Als die Passagiere aber bemerkten, wie sämtliche unter Deck befindlichen Offiziere, Matrosen, Stewards und Stewardessen auf das Alarmsignal der elektrischen Glocken nach oben liefen, setzten die Angst und der Schrecken des Publikums aufs neue ein. Immerhin war es dem ersten Offizier gelungen, mit Miß Warfield und den drei Herren sich durchzudrängen. Auf die angstvollen Fragen nach dem, was geschehen wäre, konnte er keine Antwort geben. Er hatte sich, als die Explosion erfolgte, im Maschinenraum befunden und wußte von nichts. Er erinnerte sich nur, daß in dem Augenblick, als er die Zentralstelle des Ma-

schinenraums verließ, dort sehr scharf und schnell von der Kommandobrücke aus angeläutet worden war. Da er aber zu gleicher Zeit die sämtlichen Alarmglocken des Schiffes ertönen hörte, war er direkt nach oben gelaufen, ohne vorher nach der Ursache des Alarms zu fragen. Auch der Obersteward, den er in einem der unteren Gänge getroffen, hatte ihm keine Auskunft geben können, als die, daß die „Lusitania" plötzlich durch einen schweren Stoß erschüttert worden wäre. Sie hatten jetzt die rechte Seite des Promenadendecks erreicht. Der erste Offizier bemerkte sofort, als er hinaustrat, daß das Schiff einen schweren Unfall erlitten haben mußte, und ohne sich um Miß Warfield und die anderen weiter zu kümmern, lief er so schnell wie möglich zum Kapitän.

Dieser hatte die Situation übersehen und war gefaßt. Er stand auf dem Oberdeck, wo bereits verschiedene von seinen Leutnants um ihn versammelt waren, und gab seine Befehle. Als der erste Offizier zu ihm trat und fragte, was passiert sei, erwiderte er ruhig: „Die ‚Lusitania' ist torpediert, aber ich glaube, das Schiff wird sich über Wasser halten, wenn die Schotten geschlossen und in Ordnung sind."

„Die Schotten sind in Ordnung", erwiderte schnell der Offizier.

„Kommandieren Sie für alle Fälle die Mannschaften an die Rettungsboote, damit das Publikum sieht, daß wir alle Vorsichtsmaßregeln getroffen haben. Lassen Sie Rettungsgürtel und Korkwesten verteilen. Nehmen Sie dann meinen Platz neben dem Lotsen und dem diensthabenden Leutnant auf der Kommandobrücke ein, damit Sie mit der Mannschaft im Maschinenraum in Verbindung bleiben, falls auch dorthin schon eine Nachricht von dem Unfall gedrungen ist. Ich selbst gehe, um die Passagiere zu beruhigen."

Der erste Offizier gab die soeben erhaltenen Befehle an die Leutnants weiter und eilte dann auf die Kommandobrücke. Nun wandte sich der Kapitän an Hearst und Vanderbilt und ersuchte sie, ihn bei seinem schwierigen Vorhaben, wieder Ruhe unter die aufgeregten Passagiere zu bringen, zu unterstützen. Beide Herren schlossen sich ihm bereitwilligst an. Vanderbilt hatte seine Kaltblütigkeit vollständig wiedergewonnen. Auf der Treppe, die vom Oberdeck zum Promenadendeck führte, begegnete ihnen Mr. Grattan. Sein Gesicht war rot vor Wut, als er dem Kapitän zurief: „Haben die verdammten Boches es gewagt, unser schönes Schiff zu torpedieren?! Aber beruhigen Sie sich, Kapitän Thurner, treffen diese deutschen U-Boote auch gut und sicher, so führt doch jetzt die ‚Lusitania' das mit sich, was manchem Deutschen das gute Zielen und Treffen für immer nehmen soll!" Er drohte mit der Faust nach dem offenen Meere. „Ihr Hunde entgeht uns nicht!" schrie er hinaus.

In diesem Augenblick erfolgte die zweite Explosion. Durch einen ungeheuren Stoß, der aus dem Innern des Schiffes kam, dorther, wo die Ladungen verstaut waren, wurde die Fahrt der „Lusitania", die bis jetzt noch immer ohne Störung verlaufen war, augenblicklich verlangsamt. Diese Explosion mußte in der Nähe der Einbruchsstelle des Torpedos stattgefunden haben. Die auf der Treppe stehenden Herren konnten sich nur schwer durch Festhalten am eisernen Geländer vor einem Sturz nach unten bewahren. Ein wilder Angstschrei der entsetzten Passagiere gellte über das Meer hin. Nur einen Augenblick war der Kapitän fassungslos. Dann sprang er zurück auf das Oberdeck und sah dort, daß die Wirkung der zweiten Explosion eine viel schwerere gewesen war, als die der ersten. Das Schiff neigte sich so stark nach der torpedierten Seite, daß der Kapitän sofort einsah, er werde die auf der

anderen Seite des Dampfers hängenden Rettungsboote nicht mehr zum Wasser hinunterlassen können. Der erste Offizier schrie ihm von der Kommandobrücke zu: „Das Steuer funktioniert nicht mehr, ich habe Befehl gegeben, sofort zwei Kessel zu löschen, um eine Explosion im Maschinenraum zu verhüten!" Als der Kapitän ihn sprachlos ansah, setzte er hinzu: „Ich fürchte, das Wasser dringt in Massen in das Leck, denn mir scheint, die Hälfte der zweiten Kajüte ist durch die Gewalt der Explosion auseinandergerissen!"

„Lassen Sie versuchen, ob wir mit den Pumpen noch gegen das Eindringen des Wassers ankämpfen können!"

Der erste Offizier eilte zurück auf die Kommandobrücke, um dort entsprechende Befehle zu erteilen, während sich der Kapitän nach unten begab.

Grattan hatte sich um nichts mehr gekümmert. Als er sich von dem ersten Schrecken über die Explosion erholt hatte, stürzte er in seine Kabine, die in der Nähe der zweiten Explosionsstelle lag, um seine so wertvollen Präparate zu retten. Rücksichtslos stieß er alles beiseite, was ihm in den Weg kam.

Hearst und Vanderbilt waren sofort, nachdem der Kapitän sie verlassen, aufs Promenadendeck geeilt und versuchten dort, die wilderregten Passagiere zu beruhigen.

Von dorther, wo die zweite Explosion stattgefunden hatte, hörte man beständig neue kleinere Detonationen. Aus den geborstenen Wänden und Decken der zweiten Kajüte begannen Wolken aufzusteigen, die einen widerlich süßlichen Geruch, der an Gas erinnerte, verbreiteten. Als es dem Kapitän klar wurde, daß die beständig sich wiederholenden Detonationen von der Munitionsladung stammen mußten, welche die „Lusitania" mit sich führte, und als er die aufsteigenden Dämpfe sah, erfaßte er voll und ganz die neue große Gefahr. Es galt jetzt zu

verhüten, daß durch die Explosion der Munitionsladung das Schiff mit allem darauf Befindlichem in die Luft gesprengt würde. Das einzige war, möglichst viel Passagiere in die Rettungsboote zu bringen, um so zu retten, was zu retten war. Nur noch die auf der torpedierten Seite der „Lusitania" hängenden Rettungsboote konnten zu Wasser gelassen werden. Der Kapitän hatte nur noch die Hoffnung, daß die Pumpen nicht ganz versagen würden. Auf diese Weise konnte das Schiff vielleicht so lange über Wasser gehalten werden, bis von der schon in Sicht befindlichen Küste Rettungsdampfer zur Unfallstelle kommen würden, um die Passagiere, welche nicht mehr in den Rettungsbooten Platz gefunden hätten, und wenn möglich, noch einen Teil der wertvollen Ladung zu retten. Er schickte einen Leutnant zum Telegraphisten mit dem Befehl, nach allen vier Himmelsrichtungen drahtlos zu melden, daß sich die „Lusitania" in allergrößter Gefahr befände und allerschnellste Hilfe brauchte. Der Telegraphist, der seine Geistesgegenwart nicht verloren, hatte bereits, ehe der Leutnant ihm diesen Auftrag brachte, entsprechende dringende Hilferufe hinausgefunkt. Es waren auch schon Antworten von verschiedenen Schiffen eingelaufen, welche sich aber sehr weit entfernt von der Unfallstelle der „Lusitania" befanden. — — —

Die Maschinen arbeiteten nicht mehr. — Die „Lusitania" stand still. —

Einigen jungen Männern vom Zwischendeck war es gelungen, durch die unteren Räume des Schiffes bis in die Gänge der ersten Klasse vorzudringen. Aus dem Hin- und Herhasten der aufgeregten Menge, aus ihrem verzweifelten Schreien entnahmen sie, daß die größte Gefahr vorhanden sei. Als sie nun außerdem die beständig sich fortsetzenden kleinen Detonationen hörten, eilten sie so schnell wie möglich zum Zwischendeck zurück und schilderten dort

in höchster Aufregung die gefährliche Lage, in der sie sich befänden.

Das Schiff begann sich merklich zur Seite zu neigen.

Beherzte Männer schrien den Passagieren zu, sie alle, Frauen, Kinder und Männer, sollten fest zusammenhalten und geschlossen ihnen folgen. Ohne eine Minute Zeit zu verlieren, stürzten sie alle die kleine eiserne Treppe, die vom Zwischendeck zum Promenadendeck führte, hinauf. Weil diese aber für die stürmende Masse nicht ausreichte, kletterte ein Teil am Geländer empor. Kinder wurden hinaufgereicht und oben von den Erwachsenen in Empfang genommen. Wer sich nicht mit Gewalt Platz machen konnte, wurde zurückgestoßen, beiseite gedrängt. Schreien, Bitten, Betteln, Fluchen, Flehen drang aus der Menge, die von Todesangst gepackt, nur auf Rettung bedacht war. Die Geländer, welche das Promenadendeck abschlossen, hielten dem Ansturm nicht stand. Sie brachen krachend zusammen. Leutnants und Matrosen, welche auf dem Promenadendeck beschäftigt waren, Korkwesten und Rettungsgürtel zu verteilen, und sich den Heranstürmenden entgegenwerfen wollten, wurden überrannt. Die Zwischendeckspassagiere, die glaubten, daß man sie habe hindern wollen, auf das Promenadendeck zu kommen, wurden rasend vor Wut. Sie beschimpften und bedrohten Mannschaften und Offiziere. Manche von ihnen stürzten sich auf die Passagiere der ersten Klasse, die schon Korkwesten und Rettungsgürtel in den Händen hatten, und entrissen sie ihnen. Weinende Frauen mit Kindern klammerten sich an Vorübergehende und flehten um Beistand, um Hilfe, um Rettung. Ein energischer junger Offizier, der einsah, daß hier nur Gewalt Ruhe und Besonnenheit schaffen könne, rannte zum Kapitän und machte ihn auf die durch den Aufruhr der Zwischendeckspassagiere drohende Gefahr aufmerksam. Den Offizieren wurde Befehl gegeben, sich mit geladenem Revolver Respekt zu verschaffen.

Unterdessen waren auf dem Oberdeck die Rettungsboote fertig zum Gebrauch gemacht worden. Es konnten nur die benutzt werden, welche sich auf der torpedierten Seite der „Lusitania“ befanden. Es wurde befohlen, sämtliche Passagiere auf das oberste Deck zu bringen. Die Verwundeten sollten durch Matrosen und Stewards nach oben getragen und in die zuerst abgehenden Boote gebracht werden. Die Schwerverletzten lagen zum größten Teil in der zweiten Kajüte. Die Ärzte mit einigen Stewards und Matrosen gingen, die Verwundeten zu holen.

Auf ihrem Wege dorthin stürzte ihnen in einem Kabinengang Bungan entgegen und schrie ihnen zu: „Gehen Sie nicht hier entlang, nicht hier entlang!“

Einen Moment stutzten die Männer, setzten dann aber ihren Weg fort in der Annahme, der Mann wisse in seiner furchtbaren Aufregung nicht, was er spreche. Sie waren noch nicht zwei Schritte gegangen, als sich ihnen ein entsetzlicher Anblick darbot. Aus der Grattanschen Kabine sahen sie einen Mann taumeln, der die Tür, an der er sich krampfhaft festhielt, mit Gewalt hinter sich zuriß; in wilder Verzweiflung mit den Fäusten gegen seinen Kopf schlug und unartikulierte Laute ausstieß. Der zweite Arzt rief seinen Kollegen zu, er werde sich des Mannes annehmen. Die anderen setzten ihren Weg zu den Verwundeten fort. Der Arzt fiel dem sich wie rasend gebärdenden Grattan in die Arme und drückte sie mit Gewalt nach unten. Der Kopf Grattans war nach vorn gesunken. Da man gar keine Verwundung an ihm bemerkte, war seine Verzweiflung nicht zu erklären. Aus den sich überstürzenden Worten Grattans verstand man nur: „Helft mir doch!“ „Diese entsetzliche Finsternis!“ „Es ist so dunkel!“ „Ich sehe nichts!“ „Ich will sehen!“ „Sehen!“ „Helft mir, helft mir!“ Der Arzt rief den Verzweifelnden energisch an, um ihn zur Ruhe zu bringen. Grattan hob, als er direkt

vor sich die Stimme hörte, seinen Kopf, und schrie aufs neue wild auf, als ihm klar wurde, daß er den vor ihm Stehenden nicht sehen konnte. Der Schiffsarzt war um so erstaunter, als Grattans Augen keine Verletzung zeigten. Nur eine leichte Feuchtigkeit war an denselben zu sehen, als wenn dort Dämpfe hingekommen wären. Nur der starre, ausdruckslose Blick des Mannes bewies, daß seine Augen nichts mehr sahen. — Grattan war erblindet.

Als der Erfinder in seine Kabine zurückgeeilt war, um seine Präparate zu retten, fand er dort die Möbel durch die Gewalt der Explosion durcheinandergeworfen. Auch der Kasten, in dem sich die Präparate befanden, war zur Erde geschleudert worden und der Deckel aus den Scharnieren gelöst. Als Grattan, der in der Aufregung dies nicht bemerkt hatte, weil der Deckel noch, wie fest geschlossen, auf dem Kasten lag, die Kassette aufhob, blieb ihm der Deckel in der Hand. Der Glasbehälter, der das Präparat enthielt, war zerbrochen. Ein feiner, dünner Rauch stieg ihm aus dem Kasten entgegen. Bevor Grattan zurückspringen konnte, um aus der Nähe des Dampfes zu kommen, war dieser in seine Augen gedrungen, und hatte ihm das Schicksal bereitet, das er mit seiner Erfindung deutschen Soldaten zugedacht hatte. Es war ihm noch gelungen, den Türgriff zu erreichen und aus der Kabine herauszukommen. Instinktiv hatte er die Tür noch hinter sich zugerissen, aber für ihn war es zu spät, sein Augenlicht war ihm genommen. Der Arzt nahm den blinden Mann mit sich und führte ihn behutsam nach oben.

— — — — — — — — —

Auf dem Oberdeck war es endlich dem Kapitän und seinen Offizieren gelungen, Ordnung zu schaffen, wenn auch unter Anwendung brutalster Gewalt, mit Bedrohung durch die geladenen Revolver. Es war befohlen worden, daß Frauen und Kinder zuerst in die Rettungsboote steigen

sollten, wo sich bereits die zum Rudern bestimmten Matrosen befanden. Aber diesem Befehl folgte ein neuer Ausbruch der Verzweiflung und der Wut, weil auf diese Weise nicht sämtliche Passagiere in die Rettungsboote aufgenommen werden konnten. Der Kapitän und seine Offiziere, Vanderbilt, Hearst und viele Passagiere, der Lotse, die älteren Stewards versuchten der aufgeregten Menge klarzumachen, daß eine augenblickliche Gefahr des Unterganges für die „Lusitania" nicht bestände. Es war umsonst. Und als jetzt das Schiff, durch neue in das Leck eindringende Wassermassen, sich noch mehr zur Seite neigte, verloren auch noch einige der Matrosen ihre Ruhe und ihre Besonnenheit. Sie schrien den Passagieren zu, daß auf der anderen Seite des Decks auch noch Rettungsboote wären. Und ehe die Offiziere sie zurückhalten konnten, rannten sie hinüber, um sich der Boote zu bemächtigen. Ein Teil der Passagiere schloß sich in wilder Verzweiflung ihnen an und half beim Losmachen der Boote. Andere sprangen sofort in diejenigen Boote hinein, welche man zunächst hinunterlassen wollte. Es gelang auch den Matrosen tatsächlich, das erste Boot über Bord zu bringen. Aber als sie es schnell aufs Wasser fallen ließen, schlug es mit aller Gewalt gegen die Bordwand des sich stark nach der anderen Seite neigenden Schiffes. Die Ruder zersplitterten, das Boot schlug stark auf, riß sich von den Tragseilen los, und stürzte kieloben ins Wasser, seine Insassen unter sich begrabend. Als die Matrosen des nächsten Bootes, das voll besetzt mit Passagieren zwischen Himmel und Wasser hing, dies bemerkten, hielten sie mit aller Gewalt das nach unten gleitende Boot fest. Aber es gelang ihnen nicht, das schwere Rettungsboot wieder nach oben an Deck zu ziehen. Sie befestigten die Seile, in denen es hing, an den eisernen Haken und Haltern, die sich an der Außenwand befanden, und überließen die

verzweifelten Insassen ihrem Schicksal, während sie selbst auf die andere Seite des Schiffes zurückstürzten. Die Unglücklichen versuchten vom Boot aus wieder an Deck zurückzukommen. Einige von ihnen zogen sich an den Seilen nach oben, andere wieder kletterten über Bord des hängenden Bootes an der Wand der „Lusitania" empor. Den wenigen, die sich an den Fensteröffnungen der Kabinen festklammern konnten, gelang es unter größter Anstrengung, das Deck wieder zu erreichen. Andere stürzten elend ab. Mancher von ihnen schlug auf die Bordwand des sich immer mehr nach der anderen Seite überneigenden Riesenschiffes auf, und stürzte mit zerschellten Gliedern ins Meer.

Auf Befehl des Kapitäns waren auf der anderen Seite des Schiffes zuerst die Verwundeten in ein Rettungsboot gebracht worden, wo sie der Obhut des Schiffsarztes anvertraut wurden. Auch Mr. und Mrs. Hubhard mit ihren beiden kleinen Freundinnen und deren Eltern bestiegen das Boot, das als erstes ins Wasser gelassen wurde. Es war nicht möglich gewesen, wie anfänglich bestimmt, zunächst nur die Frauen und Kinder die Rettungsboote besteigen zu lassen, denn, als nur der Versuch gemacht wurde, die Frauen von ihren Männern zu trennen, steigerte sich die Verzweiflung aufs höchste. Es wurde dem Kapitän und den Offizieren klar, daß durch eine gewaltsame Durchführung dieser Anordnung die jetzt notwendig gewordene Schnelligkeit der Rettungsaktion unmöglich würde.

Die Zeit drängte. Die „Lusitania" neigte sich bedenklich immer mehr nach der torpedierten Seite. Zwischen die Passagiere, welche sich um den Kapitän und seine Offiziere geschart hatten und sich von diesen leiten ließen, drängten sich jetzt die von der anderen Seite zurückströmenden verzweifelten Menschen. Sie versuchten die anderen von den Rettungsbooten zurückzustoßen. Wieder entstanden die auf-

geregtesten Szenen. Die geordnete Durchführung der Rettungsarbeiten schien unmöglich zu werden. Ein allgemeiner Wutschrei der Empörung brach aus, als einige feige Matrosen sich eines Rettungsbootes bemächtigten, das für die Passagiere bestimmt war, indem sie ihre Kameraden dort brutal von ihren Plätzen rissen. Einige Leutnants und beherzte Stewards stürzten sofort herbei, um die feige Flucht der Matrosen zu verhindern, aber es gelang ihnen nicht mehr, das Boot, das mit Insassen schon auf das Wasser gelassen wurde, aufzuhalten. Der erste Offizier wollte, im höchsten Zorn über die Erbärmlichkeit dieser Feigen, ihren Führer niederschießen, aber er sah im letzten Augenblick davon ab, weil er sich sagte, daß dadurch die Angst der Passagiere sich noch steigern würde. Zwei Matrosen, die gesehen hatten, daß es ihren Kameraden gelungen war, zu entkommen, sprangen von Bord direkt ins Meer, um so zu dem sich vom Schiffe entfernenden Rettungsboot zu kommen. Der eine von ihnen erreichte es auch und wurde in das Boot gezogen. Dem anderen gelang es nicht, er ertrank.

Einer der kaltblütigsten Passagiere war Vanderbilt. Er ging dem Kapitän mit Rat und Tat zur Hand. Er half Frauen und Kindern in die Boote. Denjenigen, die in ihrer Aufregung nicht mit dem Anlegen der Korkwesten und Rettungsgürtel fertig wurden, half er. Allen sprach er Mut zu. Eine arme Frau vom Zwischendeck flehte ihn inständigst an, doch für ihre drei Kinder Plätze in einem Rettungsboot zu verschaffen. Sie selbst wollte auf dem sinkenden Schiff zurückbleiben. Er erfüllte ihren Wunsch und hob die drei Kleinen ins Boot. Als die Mutter ihren Kindern tieftraurig nachblickte, zog er schnell entschlossen seine Korkweste aus, gab sie der armen Frau und half ihr ins Rettungsboot zu ihren Kindern. Er empfahl sie dem Schutze von Miß Warfield, welche auch dort unter-

gebracht war. Diese versprach, alles was ihr möglich sein würde, zu tun. Die junge Künstlerin hatte sich bei dem Unglück mutig benommen. Sie hatte die Geistesgegenwart gehabt, aus ihrer Kabine mitzunehmen, was ihr lieb und wert war. Auch ihr Bild, das der junge Russe gemalt, hatte sie nicht vergessen und dies Andrejew, der sich in ihrer Nähe hielt, noch mitgeteilt. Ein dankbarer Blick hatte sie dafür belohnt. Auch Andrejew hatte sich wie viele andere nützlich gemacht, als es galt, die aufgeregten Menschen zu beruhigen. An seine eigene Rettung hatte er nicht gedacht. Als Vanderbilt seinen Sekretär nicht finden konnte und ihn bat, auf der drahtlosen Station noch ein Telegramm an seine Frau und seine Kinder aufzugeben, stellte er sich bereitwilligst zur Verfügung. So kam es, daß er von Miß Warfield, die er Vanderbilts Schutz anvertraut hatte, nicht einmal Abschied nehmen konnte. Als er zurückkehrte, wurde das Rettungsboot, in dem sie sich befand, bereits zu Wasser gelassen, und Andrejew konnte ihr nur noch liebe freundliche Worte nachrufen. Das Boot mit Miß Warfield stieß vom Schiff ab. Er sah, wie das junge Mädchen in heftiges Weinen ausbrach und, indem sie aufstand, ihm verzweiflungsvoll mit flehender Gebärde etwas zurief, das er aber in dem ihn umgebenden Lärm nicht verstehen konnte. Auch ihm traten Tränen in die Augen. Mit Gewalt bezwang er seine Erregung, um sich weiter an den Rettungsarbeiten beteiligen zu können.

Sieben Rettungsboote waren jetzt bereits zu Wasser gelassen worden und nur noch eines stand zur Verfügung. Die letzten drei Boote hatten als Führer Offiziere des Schiffes bekommen. Diesen war vom Kapitän befohlen worden, sich in der Nähe der untergehenden „Lusitania“ zu halten, um, wenn möglich, noch den einen oder den anderen der Passagiere aus dem Wasser auffischen zu können. Denn trotz der unermüdlichen dringenden Hilfe-

rufe des Funkentelegraphisten, der treu auf seinem Posten aushielt, war nirgend ein Schiff sichtbar, das zur Rettung kam. Der Kapitän hatte auf Oberdeck ein Floß herstellen lassen, das groß genug war, eine Anzahl Personen zu tragen. Er hoffte, daß es immerhin möglich sein würde, wenigstens einen Teil der Passagiere, die jetzt nicht Aufnahme in die Boote gefunden hatten, auf diese Weise zu retten.

Ein verdächtiges Gurgeln der aufsteigenden Wasser ließ sich im Innern des Schiffes vernehmen. Die Minuten, welche der „Lusitania" bis zu ihrem Untergang blieben, waren gezählt. Der Kapitän drängte den neben ihm stehenden Vanderbilt fast mit Gewalt, das letzte Rettungsboot sofort zu besteigen. Vanderbilt, der sah, daß noch einige Frauen an Bord waren, lehnte ab. Er veranlaßte vielmehr den Kapitän und Andrejew, ihm beim Unterbringen der Frauen in das Rettungsboot behilflich zu sein. Der Kapitän hob Mrs. Cardet, die bisher völlig teilnahmlos, das Bild ihres Mannes krampfhaft in den Händen haltend, dagesessen hatte, ins Boot. Es war die höchste Zeit, daß dieses letzte Rettungsboot heruntergelassen wurde, wenn es noch rechtzeitig auf Wasser kommen sollte. Frohmann, der sich bisher tapfer um die Rettungsarbeiten bemüht hatte, dessen Energie aber unter dem Druck der Todesangst, die ihn jetzt erfaßte, versagte, versuchte, als er sah, wie die letzte Rettungsmöglichkeit ihm genommen wurde, noch schnell einen Platz in dem Boot zu finden. Es war zu spät. Die Seile, an denen das Boot hing, waren schon in Bewegung, es glitt nach unten, und er mußte zurückbleiben.

Keßler, der Frohmanns verzweifelte Anstrengung beobachtet hatte, rief ihm, als er sein verstörtes Gesicht sah, zu: „Nicht den Mut verlieren, machen Sie es wie ich!" Er warf Rock und Weste ab, entledigte sich seiner

Stiefel und sprang ins Wasser, um schwimmend ein Rettungsboot zu erreichen. Es gelang ihm. Frohmann hatte nicht den Mut, es ihm nachzumachen.

Ein leises Zittern und Beben ging durch den Leib des Riesenschiffes. Wieder ließ sich ein schweres, dumpfes Gurgeln aus dem Innern hören. Es war, als ob die „Lusitania" unter der Last der in sie eindringenden Meereswogen aufstöhnte.

Am Arm des ihn sorgsam führenden Arztes betrat der erblindete Grattan das Deck. Er tastete, nach einer Stütze suchend, während der Arzt ihm freundlich zusprach. Ein dankbares Lächeln ging über das Gesicht des Unglücklichen, als er jetzt auf Deck die warme Mittagssonne fühlte, die vom wolkenlosen Himmel auf die untergehende „Lusitania" schien. Plötzlich verhüllten schwere, schwarze Rauchwolken, die aus dem vordersten der vier Schornsteine drangen und durch den Wind nach unten auf Deck gedrückt wurden, den blinden Mann. Gellend ertönte die Nebelsirene, an die in seiner Todesangst ein Decksteward gestürzt war, in der Hoffnung, er könne im letzten Augenblick noch ein Schiff zur Rettung herbeirufen.

Zu spät. Über den Bug der „Lusitania" gingen schon die Wellen. Das Schiff schwankte hin und her, als ob es noch einmal versuchen wollte, sich mit aller Gewalt wieder aufzurichten. Der Kapitän wußte, daß dies die letzten Anstrengungen der „Lusitania" waren, die Todeszuckungen seines schönen Schiffes, das er so oft über den Ozean geführt. Tränen traten ihm in die Augen. Mechanisch nahm er aus der Hand des Zahlmeisters die Schiffspapiere in Empfang, welche dieser im letzten Augenblick aus dem Bureau geholt hatte. Zorn und Empörung erfaßten ihn, als er in den Händen des Zahlmeisters auch das Flaggentuch der „Lusitania" sah. Der Gedanke durchschoß ihn, wie schmachvoll hier in der Nähe des englischen

Mutterlandes die englische Flagge von Englands Flotte und Admiralität in unerhört unverantwortlichster Weise im Stich gelassen worden war. Noch einen Blick warf er über das sinkende Schiff, dann rief er mit lauter Stimme: „Alle Mann über Bord, rette sich, wer kann!" Was an Mannschaften des Schiffes noch auf Deck war, gehorchte dem Befehl. Viele der Passagiere folgten diesem Beispiel und sprangen ins Meer. Andere warfen sich in wilder Verzweiflung zu Boden und sprangen wieder auf, als sie das auf Oberdeck heraufspülende Wasser fühlten. Wieder andere rannten auf die höher gelegenen Stellen, die vom Wasser noch frei waren. Einige suchten sich von der Spitze des Schiffes langsam aufs Wasser herabzulassen, um den Sprung ins Meer zu vermeiden. Aus dem Wasser selbst hörte man Hilfeschreie. Die Nichtschwimmer klammerten sich verzweiflungsvoll an diejenigen, welche schwimmen konnten. Diese wieder versuchten sich mit brutaler Gewalt von den Griffen der Unglücklichen zu befreien, die sich an ihre Hände und Füße klammerten und sie so mit sich in die Tiefe rissen.

Inmitten all dieses ungeheuren Jammers, des Todesgrauens und der Verzweiflung senkte sich die „Lusitania" immer mehr nach der torpedierten Seite hinüber. Plötzlich schlug sie mit ungeheurer Wucht um, und kieloben wurde sie von den über sie zusammenschlagenden Wellen nach unten gerissen.

Ein letzter grausiger Schrei drang über das Meer. — Miß Warfield glaubte noch einmal die Gestalt des jungen Russen Andrejew, der ihr lieb und wert geworden war, zu sehen. — — — — — —

Dort, wo die „Lusitania" untergegangen, war minutenlang nichts mehr zu sehen, als ein ungeheurer weißer Meeresstrudel, der alles mit sich in die Tiefe riß, was sich noch in seiner tödlichen Nähe befand. Das Rettungsboot,

das zuletzt herabgelassen worden war, ging mit unter. — Das Meer glättete sich langsam. — Hier und da tauchten Trümmer von geborstenen Teilen des Schiffes auf. Verzweifelte Menschen klammerten sich an dieselben. Andere schwammen auf die Rettungsboote zu, welche sich jetzt wieder der Unglücksstelle nähern konnten. — Nicht viele von den Unglücklichen, welche die „Lusitania“ mit sich gerissen hatte, gab das Meer zurück. — Vergebens fuhr das Rettungsboot, in dem sich Miß Warfield mit der armen Frau und deren Kindern befand, die Unglücksstelle ab, auf deren Grunde die „Lusitania“ jetzt lag. Vergebens suchte Miß Warfield nach Andrejew, dessen Rettung sie mit allen Fasern ihres Herzens ersehnte. Aber es war umsonst. — Mit Entsetzen sah sie die Leiche der beklagenswerten Mrs. Cardet an sich vorbeitreiben. — Wohl gelang es ihrem Rettungsboot, auch den Kapitän der „Lusitania“ aufzufischen. Er war glücklich dem Strudel entkommen und hatte sich an einer losgerissenen Planke des Schiffes so lange über Wasser gehalten, bis das Rettungsboot in seiner Nähe war. — Der junge Russe blieb verschollen. —

Endlich, nach langem vergeblichem Suchen, mußte der Führer des Rettungsbootes sich entschließen, die Unglücksstelle zu verlassen. Er nahm den Kurs auf die irische Küste zu. Er war noch nicht lange gefahren, als er auf einen Punkt im Meere aufmerksam wurde. Er reichte dem Kapitän sein Fernglas. Nur wenige Augenblicke sah dieser hin, dann gab er das Glas wortlos seinem Leutnant zurück. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Dort drüben fuhr das deutsche U-Boot. Die schwarzweißrote Flagge der jungen deutschen Marine hatte der britischen Flagge bewiesen, daß amerikanische Munition, die bestimmt war, deutschen Soldaten den Tod zu bringen, nicht ungestraft unter der falschen Flagge des harmlosen Passagierdampfers ihr Ziel erreichen sollte.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Frau Sehnsucht. Künstlerroman von Robert Heymann

Preis geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ schreibt: Einen Künstlerroman nennt Robert Heymann sein neuestes Werk „Frau Sehnsucht“. Es ist das alte Lied von der immer weiterstrebenden, verzehrenden Sehnsucht des Künstlers, der sich nicht halten läßt, und, wenn er seinen Leidenschaften nicht festen, sittlichen Willen entgegensetzt, oft ein Opfer der ihn jagenden Phantome wird. Auch auf Heinz Karsten, den genialen Schöpfer der Oper „Frau Sehnsucht“, deren köstlichstes Lied das Sehnsuchtsmotiv: „Suche mich nimmer zu halten, Weib, dein Schicksal ist Leid, fried- und rastloses Walten ist mein Los allezeit“ als innerstes Bekenntnis des Komponisten enthält, lassen sich die Worte Goethes über einen bekannten deutschen Dichter anwenden: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so verran ihm sein Leben wie sein Dichten.“ In gottbegnadeter Künstlerschaft, als Sänger und Komponist, auf der Höhe des Ruhms, von Frauenliebe umgeben, eilt Heinz doch dem Abgrund zu, wird aber erlöst durch die alles überdauernde, reine und edle Liebe seines Weibes. Eine prächtige Frauengestalt führt uns Heymann in Beatrix, der Gattin des Künstlers, vor, die weit mehr unsere Sympathie und unsere Interesse in Anspruch nimmt als der Held selbst. Unbeirrt, allen Versuchungen und Verleumdungen trotzend, geht sie ihren Weg; sie weiß, daß ihr Mann nach allem Suchen und Irren doch zu sich selbst und zu ihr zurückfinden wird, entsühnt durch ihre reine Weiblichkeit.

Vom Baum der Erkenntnis.

Deutscher Kolonialroman von Richard Küas.

Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Der Verfasser, der viele Jahre hindurch als deutscher Beamter in Togo tätig war, beherrscht ja vollständig den großen Apparat, den eine afrikanische Kolonie an Daseinselementen birgt. Er hat sie alle kennen gelernt, die Schwarzen und die Weißen, die dort unten ihr Glück suchten; er hat dem Kaufmann wie dem Missionar oder dem eingeborenen Priester ins Herz gesehen; er hat die Landschaft mit all ihren eigenartigen atmosphärischen Erscheinungen, er hat das Meer mit seinen Bewohnern und er hat das deutsch afrikanische Togo mit seiner interessanten Tier- und Pflanzenwelt kennengelernt; der Niederschlag von diesen reichen Erfahrungen bildet den Inhalt seines Romans. Aber der Verfasser weiß auch aus den Interessen der Kaufleute, der dort einheimischen und fremden Priester und nicht zuletzt aus den politischen Interessen und aus den Herzensangelegenheiten der Schwarzen und der Weißen eine spannende Handlung zu schaffen, der überall der wertvolle Stempel des Erlebnisses anhaftet. Das Buch kann deshalb seines Erfolges sicher sein.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Ich will! Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier

2 Bände M. 5.—, gebunden in einem Band M. 6.—.

„Ich will„ — das stolze Wort aller derer, die nicht in slavischer Unterwürfigkeit einem aufgezwungenen Geschick sich beugen, sondern in freier Selbstbestimmung sich zu ihres Schicksals Herren machen wollen, bildet, je nach den Individualitäten verschieden, für jede der Hauptfiguren des vorliegenden Buches das Leitmotiv. Die Verfasserin, die mit ihren früheren Arbeiten bereits schöne Proben eines starken Talents gegeben, weiß durch die bunte Vielgestaltigkeit der Handlung wie auch durch die Art der Darstellung von Anfang bis zu Ende in gleich fesselnder Weise das Interesse des Lesers wach zu erhalten.

Durchgerungen. Roman von Josephine Siebe

2. Auflage. Geheftet M. 2,50 elegant gebunden M. 3,50

Die im deutschen Leserkreise bereits aufs vorteilhafteste bekannte Verfasserin bietet im vorliegenden Band einen Roman, der neben dem allgemeinen großen Lesepublikum von ganz besonderem Interesse für Musikfreunde sein wird. In flüssigem, elegantem Stil geschrieben, hochinteressant und spannend, findet der Leser darin Charaktere gezeichnet, die ihnen anheimeln, ihm sympatisch sind und ihn fesseln bis zur letzten Seite des Bandes. Der Roman wird jegliches Interesse, das ihm entgegengebracht wird, voll und ganz rechtfertigen.

Namenlos. Roman von Nina Meyke

2 Bände. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 7.—.

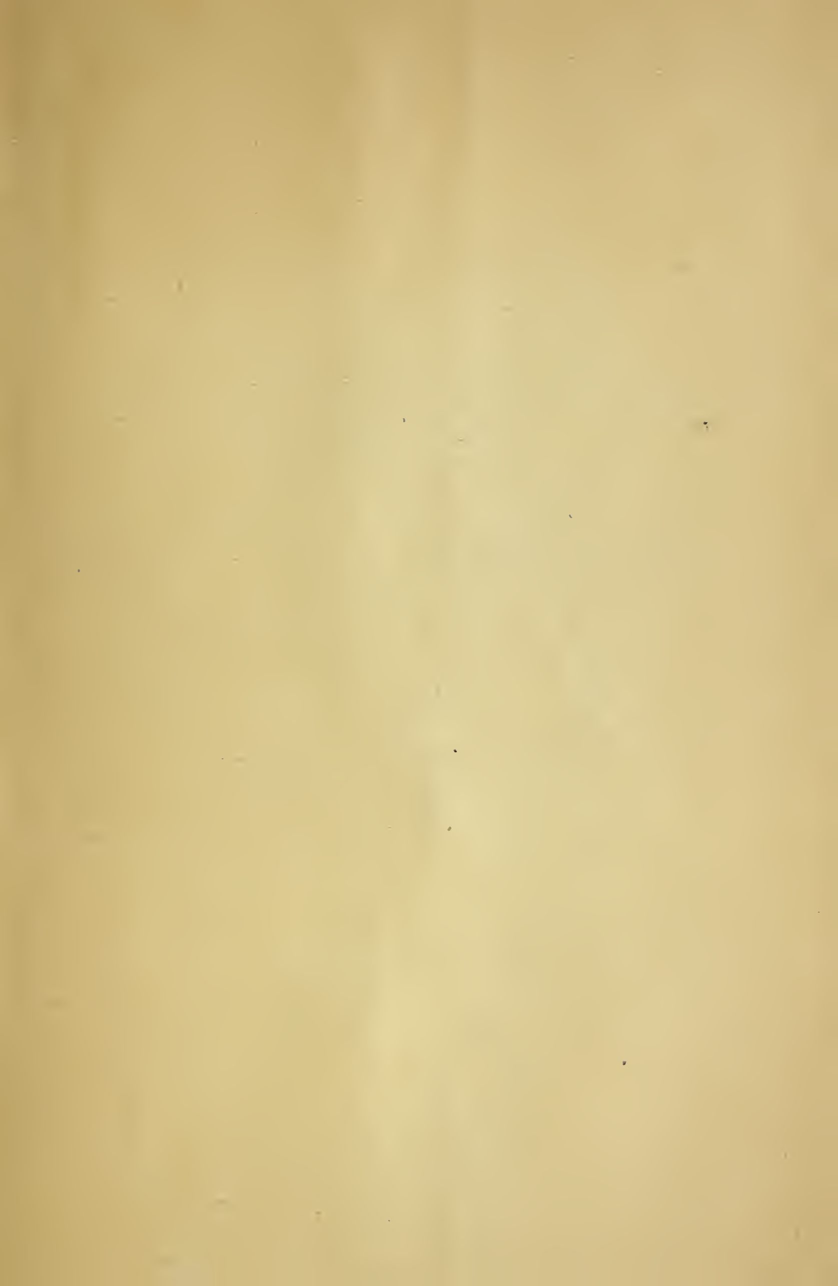
In dem Roman „Namenlos" versucht die Verfasserin auf gesellschaftliche Schäden hinzuweisen, besonders auf den einen, dessen verderbliche Folgen den Mann kaum berühren, während die volle Schwere seiner Konsequenz auf das liebende Weib zurückfällt ... Der Roman ist kein Liebesroman, sondern eine ernste Mahnung an unsere Gesellschaft.

Offiziersehre. Roman von Arthur Zapp

2. Auflage. Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—.

Die Hochflut an Militärromanen der letzten Jahre hat den Beweis erbracht, welch großer Beliebtheit sich diese bei jung und alt erfreuen. Verhältnismäßig wenige sind es jedoch, deren tendenziöser Wert über eine flüchtige Stunde hinausragt und zu ernsterem Nachdenken anregt. Von Arthur Zapps „Offiziersehre" kann das jedoch behauptet werden. Der Roman ist interessant und spannend vom Anfang bis zum Ende.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.




Umschlagdruck von Meissner & Buch Leipzig